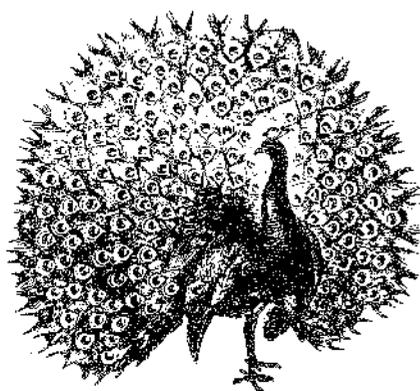


INHALT



Editorial	4
Kommentar	
<i>Fabio Bonafè: «se non tu fosti così ghignosa»</i>	5
Es lebe 68	
<i>Interview mit Siegfried Stuffer: Eine Utopie, die Spuren hinterläßt</i>	8
<i>Lorenz Gallmetzer: 68 ist tot. Es lebe 68</i>	13
<i>Interview mit Zdeněk Mlynář: »Am Grunde der Moldau wandern die Steine«</i>	16
Politik	
<i>Carmen Unterholzer: Deutschland. Ein Wintermärchen.</i>	23
<i>Marie Thèrese Kerschbaumer: An eine von vielen Studentinnen der Streibewegung</i>	25
<i>Giorgio Mezzalana: Dialogo semi-serio tra un apprendista terapeuta e un paziente in crisi d'identità</i>	26
Kultur	
<i>Interview mit Eduard Habicher: Kunst soll eine Auseinandersetzung mit dem Leben, mit der Welt sein</i>	28
<i>Gabriel Griner und Günther Parschalk: Eine Reise in die Tiefe</i>	30
Studierende Mütter	
<i>Arbeitsgruppe studierende Frauen mit und ohne Kind: Die Uni als (Un-)Platz für Frauen ... mit Kindern</i>	34
<i>Frau, du studierst? Eine Realität sichtbar machen.</i>	39
<i>Zur Neuformulierung der Stipendienkriterien</i>	41
Behinderte	
<i>Wolfgang Obwexer: Behinderung und Integration</i>	42
<i>Hanne Battisti: Blinde in Bildungseinrichtungen</i>	46
<i>Christian Stompe: »365 Tage Frust«</i>	48
Rezensionen	50
<i>Carmen Unterholzer: Furien in Uni-Form?</i>	
<i>Christa Kofler: Wenn die Lust zur Sünde wird</i>	
<i>Ewald Kotschieder: Von der Schwierigkeit, mit musikalischen Begriffen umzugehen</i>	
<i>Waltraud Plagg: Anstelle eines Leserbriefes</i>	
Biographien	54



EDITORIAL

Drei Jahre den »Skolast« gestalten zu dürfen, ist bei einer Zeitschrift wie der unseren, die in der Regel ihre Redakteure fast so schnell wechselt wie ein Verkleidungskünstler seine Garderobe, eine kleine Ewigkeit, und Grund, ich will nun ein billiges Unbescheiden werden, stolz zu sein. Warum dieser Diskurs? Ganz einfach, weil ein Gutteil der Redaktion mit dieser Nummer den Hut nimmt. Anlaß, noch einmal zurückzublicken, über Ansprüche und Wirklichkeit zu reflektieren. Am Anfang unserer Arbeit und in deren Verlauf haben wir uns einige hochtrabende Ziele gesetzt. Sind welche davon erreicht worden?

Einige Zeit gab es eine kontinuierliche Redaktionsarbeit, Diskussionen über Inhalte und Gestaltung des »Skolast« und arbeitsintensive Anläufe, die Zeitschrift gefälliger, aktueller und lesenswerter zu machen. Ob dies gelungen ist, mögen jene Leser entscheiden, die seit Jahren zum Stammpublikum des »Skolast« zählen. Vereinzelt, besonders aus den Reihen der Hochschülerschaft, wurde die Redaktionslinie, Themen und Schreiber selber zu suchen, statt wie in früheren Jahren ein Schwerpunktthema für jede Nummer festzulegen und dann auf Einsendungen aller Art zu hoffen, kritisiert, ich meine aber, daß sich letztlich der Grundsatz bezahlt gemacht hat, journalistische Arbeit nach dem Muster der meisten anderen Zeitschriften zu leisten, wenn auch dem »Skolast« dadurch manchmal einiges an inhaltlicher Farbigkeit verlorengegangen sein mag.

Aktualität war eine der selbstgewählten Maximen, nicht in toten Gewässern wollten wir fischen, sondern das aufgreifen, was an politischem und kulturellem Diskussionsstoff sich bot. Das hieß wegkommen von den monographischen Nummern früherer Zeiten, den Endlostraktaten über abgestandene Themen. Jeder der sich einmal mit der Philosophie des Gedruckten beschäftigt hat, lernt den Unterschied zwischen einer Seminararbeit und einem journalistischen Artikel kennen. Gleichzeitig wollten wir aber auch nicht ins seichte Geplapper irgendwelcher Zeitschriftmagazine abdriften. Eine Linie haben, würde man wohl dazu sagen, und wer den »Skolast« aufmerksam gelesen hat, wird diese inhaltliche Linie in den politischen Meinungen der Schreiber und ihren Themen finden.

Aufgefallen ist der »Skolast« in diesen drei Jahren auch wegen seiner von jungen Künstlern gestalteten Titelblätter, einer Idee, die eher zufällig entstanden ist, bevor sie sich in ein Markenzeichen verwandelte. Übrigens ein Unikum in der heimischen Presselandschaft. Doch nicht allein ob seiner phantasievollen Cover fand der »Skolast« Beachtung, wie ein Blick in den Pressespiegel und die Querelen um die letzten Nummern zeigen, wobei ich mit besonderem Schmunzeln an eine Besprechung auf der Wirtschaftsseite der »Dolomiten« zurückdenke, wo über den vor zwei Jahren erschienenen »Skolast« zur heimischen Ökonomie Zeter und Mordio gegen uns gerufen wurde, und die Befürchtung zu lesen war, wir wollten die Arbeiter zur Revolution heizen. Trotz aller Bemühungen und Diskussionen, die wir auszulösen vermochten, ließen die Strukturen, um ein häßliches

Modewort zu zitieren, keinen »investigate«-Journalismus zu, womit wir beim Dobel der Bilanz wären.

Das fängt beim relativ schmalen Budget an, relativ, weil 20 Millionen im Jahr für die Hochschülerschaft kein Papperstiel sind, eine 48seitige Nummer des »Skolast« bei einer Auflage von 3.000 Stück und einem dreifarbigem Titelblatt, aber allein an Satz- und Druckkosten 5 Millionen Lire verschlingt. Verständlich, daß keinem der Redakteure oder Schreiber je eine Zeile bezahlt werden konnte. Wer Glück hatte, dem wurden die Spesen ersetzt. Versand und Abonnentenkartei wickelten wir meistens unter freundlicher Mithilfe der im Büro tätigen Zivildienstler über die Zentrale in Bozen ab, die bereits mit ihrer Servicetätigkeiten über beide Ohren beschäftigt sind, weshalb mehr als einmal Pannen und Unregelmäßigkeiten im Versand auftraten. Dies der Redaktion oder Zentrale in Bozen anzulasten, wäre zu billig, hieße die Situation verkennen, denn mit der jetzigen Finanzierungsform und organisatorischen Struktur ist die Hochschülerschaft in Bozen und mit ihr der »Skolast« an die Grenzen seiner Möglichkeiten gelangt. Improvisation kann auch lustige Seiten haben, wird sie aber zum Dauerzustand, verwandelt sie sich in lästigen Stress. Will man ein »Weiter-Wursteln« verhindern, wird sich hier in Zukunft etwas ändern müssen, vor allem müßte man wohl darüber nachdenken, wie die Hochschülerschaft in Geldangelegenheiten liquider würde.

Meine Überlegungen zielen aber nicht darauf ab, dem »Skolast« eine professionellere Zukunft mit bezahlten Redakteuren und Schreibern zu wünschen, er soll weiterhin eine Studentenzeitschrift bleiben, getragen und gemacht von Studenten, die als unbezahlte Schreiber das Blatt als journalistische Gehschule nützen. (In diesem Konzept hätten Profis durchaus ihren Platz, die, wie die Erfahrung zeigt, durchaus bereit sind, der Zeitschrift einen Beitrag zukommen zu lassen.)

Wer ohne zu ermüden meinen Ausführungen bis zu diesem Punkt gefolgt ist, dem sei noch verraten, daß diese Nummer des »Skolast« unseren, jedenfalls meinen Vorstellungen einer lesbaren und aktuellen Studentenzeitschrift nahekommt.

Zu lesen gibts mehrere Artikel zum mythischen 68er Jahr, mit zwei besonderen »Zuckerln«: einem Interview mit Zdenek Mlynar, dem ehemaligen ZK-Funktionär in Prag, der als »Opfer« das Ende des »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« miterlebte, und einen Beitrag zum Paris Mai, vom Südtiroler Journalisten Lorenz Gallmetzer, ORF-Korrespondent in Paris. Auch den restlichen Beiträgen dieses Blocks und den übrigen politischen Beiträgen mangelt es nicht an aktuellen Bezügen, daß es schwerfällt einen herauszugreifen. Über die Titelblätter habe ich bereits einige Gedanken geäußert, der Künstler der dieser Nummer den Umschlag gab, ist mit Eduard Habicher ein sehr prominenter der jüngeren Generation. Ihm und seinem Werk sind die sechs Mittelseiten dieses »skolast« vorbehalten, in der Hoffnung, den Lesern den Zugang zu einem Vertreter »moderner Kunst« zu erleichtern.

Gabriel Grüner

K

Fabio Bonafè

«SE NON TU FOSTI

COSÌ GHIGNOSA»¹⁾

1. «È forse ancora necessario spiegare che ogni discorso (...) è sempre un atto di violenza nei confronti della complessità inesauroibile del reale, una semplificazione, più o meno densa e ricca, e che questa semplificazione (e interpretazione) è, molto prima e molto più che un limite, la condizione stessa di possibilità del discorso?»²⁾

2. Gli appunti che seguono sono in qualche modo imparentati con la politica, mettono in fila delle idee che non hanno ordine. Spesso esprimere delle idee ordinate porta a credere che esse si riferiscano a un ordine della realtà. Mentre l'ordine delle idee può essere utile e convincente, ma lo è sempre in modo arbitrario.

I poteri hanno la funzione di arbitrare, ognuno nel proprio territorio (quando va bene). Interrogare noi stessi è sempre qualcosa di disarmato e ingenuo, specialmente dove non si ha il potere che costruisce e convalida le risposte. Quando il dove del rispondere alle domande che ci facciamo è già occupato da altri. Qualche volta le risposte generano le domande a cui rispondono, così la sincerità degli ingenui e dei disarmati consiste nell'essere presi per il naso.

3. Con le elezioni comunali del 12 maggio 1985 Bolzano è balzata al comando di una singolare classifica: è diventata la città «più fascista» d'Europa. La Nationalbank di Vienna ha finanziato un'indagine demoscopica fra la popolazione di lingua italiana per verificare cause e condizioni di questo successo elettorale missino. Una sintesi di questa ricerca è stata pubblicata l'8 maggio '87 dal quotidiano Alto Adige che in un riquadro, dal titolo «Warum nicht unter den Deutschen?», spiegava come la «Provincia» aveva silurato l'indagine relativa alla popolazione di lingua tedesca.

4. Paul Watzlawick nel suo libro «How real is real?» (trad. ital. La realtà della realtà, Astrolabio 1976) si occupa del fatto che quando gruppi sociali o persone comunicano tra loro spesso sono ostacolati, nel comprendersi veramente, perché partono da una definizione della realtà che ritengono sicuramente valida e condivisa dai loro interlocutori. Questo significa che per comunicare veramente occorre avere presente il punto di vista degli altri e relativizzare il proprio.

Per esempio negli incontri «faccia a faccia» tra estranei ogni cultura stabilisce come corretta una distanza molto specifica. Nei paesi settentrionali tale distanza è data dalla lunghezza di un braccio, nei paesi latini questa distanza è notevolmente inferiore. Nell'incontro, perciò, tra due estranei di culture diverse ognuno cercherà di assumere la distanza che considera giusta: il latino si avvicinerà, il settentrionale si allontanerà. «Entrambi penseranno che l'altro si comporta in qualche modo scorrettamente ed entrambi cercheranno di correggere la situazione, creando così un problema tipicamente umano in cui il comportamento correttivo di un partner viene considerato dall'altro un comportamento che richiede correzione.»³⁾ Se

non interverrà un osservatore esterno, in grado di interrompere il circolo vizioso delle correzioni, i due interlocutori continueranno a incolparsi reciprocamente del proprio disagio.

Altro problema collegato alla comunicazione e alla definizione delle situazioni è quello della «punteggiatura». È noto che una delle teorie che in passato ha portato a tragedie planetarie è quella riassunta nel motto «se vuoi la pace prepara la guerra». Date due potenze che condividono entrambe tale teoria, ognuna di esse prenderà come giustificazione della crescita dei propri armamenti l'aumento del potenziale militare del vicino. Ciò che all'uno sembrerà un giustificato sforzo per «difendersi» all'altro apparirà un minaccioso accumulo di strumenti di offesa. In questo caso ciò che conta è la «punteggiatura» secondo la quale i vari passi per armarsi si svolgerebbero. Ognuno ritiene che l'altro sia stato il primo a cominciare.

La questione della punteggiatura interviene spesso nelle ricostruzioni storiche portate a sostegno di una tesi politica: «i romani erano qui molto tempo prima», «i fascisti hanno fatto cose che occorre riparare fino al 2002», c'eravamo prima noi, avete cominciato voi.

Il primo elemento dei nazionalismi è la sicurezza di essere sempre dalla parte della ragione, ogni nuova conoscenza tende all'autoconferma della pienezza di questa sicurezza.

Comunque questa proprietà dell'essere «pienamente sicuri» non è solo tipica del dogmatismo etnico, essa può fare parte anche del bagaglio dei «riformatori della società», e spesso di quello dei «ricercatori scientifici». Talvolta si ha un effetto di accumulo in chi appartiene a più di una di queste tre categorie. Se qualcuno al bar affermasse «Non ricevo lezioni da nessuno!» lo qualificheremmo come una persona rigida e antipatica, e comunque se per altri motivi ci fosse simpatico penseremmo che ha bevuto qualche bicchiere di troppo. I comportamenti invece che significano «noi non riceviamo lezioni da nessuno!» sono approvati e incentivati nei rapporti collettivi perché servono a rafforzare l'identità del gruppo e a convalidare la sua verità.

Qualche volta questi atteggiamenti sono anche divertenti, se si è capaci di ironia e distacco critico. L'importante è sapere che chi non riceve lezioni da nessuno fa parte di una commedia.

5. «È la teoria a decidere cosa possiamo osservare» (Albert Einstein).

Abbiamo già visto che «i poteri» possono decidere cosa non si deve osservare, ora vediamo che le ipotesi che guidano la ricerca dei fatti cercano nei fatti solo quelle spiegazioni che sono già previste nelle ipotesi. Inoltre è l'insieme delle ipotesi che forma la teoria sulla cui base si stabilisce se certe opinioni o certi comportamenti siano accettabili o inaccettabili, in particolare, come nel caso della ricerca della Nationalbank, se siano non-nazionalisti o nazionalisti.

Se la teoria dice per esempio che il rifiuto della proporzionale o la convinzione di essere cittadini di serie b sono indici di nazionalismo, anche le motivazioni che sostengono queste opi-

nioni saranno assunte all'interno della categoria «nazionalista». Supponiamo che un impiegato dell'amministrazione pubblica non possa salire in un grado superiore della sua carriera perché esso è riservato a un appartenente ad altro gruppo linguistico, il suo rifiuto della proporzionale sarà valutato egualmente come nazionalistico? E il suo ritenersi cittadino di serie b per effetto di tale disposizione sarà etichettato come «vittimismo nazionalistico»? Sulla base della indagine non potrà essere che così. In effetti la teoria, per la necessità di selezionare e limitare i fatti da indagare, sceglie alcune tracce stereotipate del contesto politico culturale sudtirolese e adotta alcune opinioni politiche come esclusivi valori assiomatici del giusto atteggiamento rispetto alla società sudtirolese, la devianza dal quale viene drasticamente definita nazionalismo. Anche i compagni, e amici, che hanno guidato l'indagine si sono autocostruiti come «potere» in grado di definire il discorso sul «nazionalismo» italiano. Come avrebbero potuto fare altrimenti?

La cosa più sconcertante è che questa ricerca poteva essere sponsorizzata, e sposata nelle conclusioni, anche dalla SVP. Certo, non in toto, perché le conclusioni riservano qualche bacchettata anche al partito guida sudtirolese:

«Un ulteriore fattore che ha contribuito al determinarsi del 'quadro ostile dell'autonomia' presso gli italiani è la ostinazione con cui la SVP si attiene al postulato della 'riparazione dell'ingiustizia fascista' e col quale ignora modificazioni anche assolutamente macroscopiche nella struttura e nelle esigenze della società sudtirolese.»

Ora resta da chiedersi: e se fosse stato proprio questo giudizio di fondo sulla politica «tedesca» della SVP «la categoria» che occorreva definire attraverso l'indagine?

La categoria che ci potrebbe permettere di distinguere le ragioni del dissenso politico dalle irragionevolezza del nazionalismo.

Dove sta la soglia oltre la quale una critica accettabile alla gestione dell'autonomia si traduce in scelte politiche inaccettabili? Se una critica del meccanismo dell'autonomia si spinge troppo avanti e diventa nazionalista deve essere totalmente rifiutata? Oppure si deve immaginare che anche nell'orto disordinato del nazionalismo tra informazioni limitate, atteggiamenti scorretti, scelte aggressive e sbagliate, esistano disagi personali reali, da riparare, e giudizi politici giusti, da articolare?

Se non si danno risposte serie a queste domande sarà difficile spiegare perché non sia nazionalistico anche il giudizio negativo sulla gestione dell'autonomia che conclude la ricerca. Se non lo è ciò dipende forse dal fatto che è un po' troppo generico e non entra nel concreto? O forse solo perché esso è stato espresso da persone che in base ai propri valori si ritengono provatamente democratiche e non nazionaliste? (Naturalmente non scoglie la questione il fatto che io e molti altri riconosciamo che loro lo sono.)



6. «Come avrebbero potuto fare altrimenti?» ci siamo domandati più sopra. Proviamo a rispondere almeno un po'. Mi sembra che la ricerca finanziata dalla Nationalbank offra degli elementi interessanti sul piano «descrittivo» della realtà indagata, ma faccia decisamente cilecca (fallisce) sul piano «esplicativo», cioè non spiega perché avvengono certi fatti, per esempio perché molti italiani votano MSI, e non magari la Lista Alternativa che pur essendo interetnica contesta ancor più radicalmente la gestione dell'autonomia, proporzionale compresa.

Se dico che la ricerca è vittima delle sue premesse epistemologiche, il novanta per cento dei lettori rimasti chiude il giornale e mi manda al diavolo. Lo stesso succederà se dico che la teoria è inadeguata e avrebbe bisogno di una meta-teoria. Sembrerà più affascinante se dirò che siamo intrappolati in un problema di ecologia della mente. La prima risposta sta qui: non potevamo fare altrimenti. Occorrerebbe una vero centro di ricerche sociali e interculturali che a Bolzano non esiste, e non esisterà mai finché «i poteri provinciali» continueranno a dire: «noi non riceviamo lezioni da nessuno!».

Seconda risposta. Dalla ricerca affiorano tracce interessanti di alcune variabili (economiche, culturali, familiari, p.e. le donne e il nazionalismo) che non sono state esplorate perché in partenza ritenute irrilevanti. Le variabili esaminate sono state verificate solo parzialmente in un gruppo di controllo considerato non nazionalista (ma davvero i non-nazionalisti sono meglio informati dei nazionalisti?). In particolare, lo sappiamo già, è mancato il controllo su un campione di lingua tedesca: sarebbe stato interessato verificare quali fattori intervengono nelle valutazioni di un elettore SVP che vota Hosp o Pahl. Se avessimo avuto anche questi dati ci si sarebbe accorti probabilmente che giudizi ed atteggiamenti accettabili dei «tedeschi» sono censurabili negli italiani, o che gli atteggiamenti censurabili in entrambi i gruppi linguistici hanno un nucleo comune di motivazioni di origine e insieme una serie di fattori «scatenanti» completamente diversi. Per esempio un sudtirolese tedesco reagisce normalmente alla pasta stracotta, non al dente, in maniera diversa rispetto a un italiano comune. Di certo ciò non sarebbe un motivo sufficiente di ribellione contro il sistema organizzativo che presiede alla cottura della pasta. (L'alimentazione è sempre una metafora che esprime affetto.)

7. Spesso in Sudtirolo le persone che si ritengono democratiche e sinceramente interetniche adottano, per l'impossibilità di promuovere soluzioni alternative, meccanismi di eufemismo e reticenza. Hanno paura che una analisi chiara possa essere strumentalizzata, che possa dare a qualcuno strumenti per battaglie troppo italiane o troppo tedesche. Alla lunga il meccanismo della reticenza rischia di trasformarsi nell'abitudine preventiva di mettere la testa sotto la sabbia.

Per esempio fare le seguenti affermazioni in un contesto sudtirolese può suonare scandalosamente italiano:

a. la proporzionale è una norma straordinaria che è stata indebitamente estesa, perciò attualmente gli italiani in Sudtirolo sono istituzionalmente penalizzati in modo ingiusto;

b. per effetto della strutturazione etnica dei poteri autonomistici in provincia di Bolzano gli italiani possono essere stabilmente subordinati (e lo sono da molti anni) al potere della maggioranza tedesca.

Si tratta di un modo troppo etnico di parlare, e perciò pericoloso, o la realtà è troppo etnica, e perciò pericolosa? Se è vera questa alternativa diffondere informazioni sarebbe controproducente, oppure ogni informazione andrebbe contrabilanciata etnicamente. In questo caso comunque la scelta cadrebbe su un atteggiamento di equidistanza conservatrice, non su una alternativa interetnica. Il compito di una alternativa non è quel-

lo di prevenire la concorrenza di altri oppositori, ma è precisamente quello di sviluppare la critica che faccia cambiare il potere.

8. «In certe regioni europee contraddistinte dal mantenimento di un'identità etnica distinta rispetto a quella dei nuclei culturali centrali dello stato, gli aderenti alla cultura periferica sono riusciti a monopolizzare 'nicchie' privilegiate nella struttura occupazionale e, a volte, in alcune sfere istituzionali chiave. In questi casi l'accentuazione della diversità, e della coesione della comunità etnica diventa un mezzo per mantenere i canali d'accesso privilegiato a certe risorse economiche e di status.» Questo fenomeno ha particolare rilievo «... nell'ambito del sistema di distribuzione delle risorse e dei ruoli 'post-capitalista', in cui i meccanismi politici assumono sempre maggior preminenza rispetto al mercato (...) Quindi l'estendersi della decisionalità politica incentiva potentemente gli individui a organizzarsi in gruppi comunitari e d'interesse, sia difensivamente, per difendere i propri ruoli e privilegi, sia offensivamente per ottenere l'accesso a risorse fino ad allora negate.

Il gruppo etnico diventa allora uno dei possibili gruppi in cui l'individuo è spinto a coalizzarsi per non essere escluso dai processi decisionali.»³⁾

Le forze alternative dovrebbero informare sui meccanismi di partecipazione agli interessi sui quali si struttura e si rafforza il sistema dei poteri locali, in antagonismo al quale, o dentro il quale tende a prendere forza il non-potere degli esclusi.

Questo ci farebbe conoscere qualcosa di più sul telaio che tende la tela, ci farebbe vedere meglio dove stanno il doppio gioco e l'ingenuità dei nazionalismi, apparirebbero più concretamente i soggetti, i bisogni e le prospettive che riguardano la costruzione di una alternativa sociale o interetnica. O, almeno, sarebbe più definibile nel tipo di rapporto che lega alla «realtà» la nostra voglia di fare.

9. «Pensare che non penserò più a te significa pensare ancora a te. Lasciami cercare quindi di non pensare che non penserò a te.»

È una massima zen, e se qui non c'entra niente sarà utile in un'altra occasione.

Note

- 1) Da «Il lamento del fomaniere innamorato» di Stefano Benni, fosti - fossi; ghignosa = in dialetto bolognese, che fa la difficile, anticipica.
- 2) da «Linea d'ombra», febbraio 1988.
- 3) P. Watzlawick, 15, 17.
- 4) Paolo Pistoì, Identità etnica e mobilitazione politica, in Rassegna Italiana di Sociologia n. 1, 1983.





»EINE UTOPIE, DIE SPUREN HINTERLÄSST«

Siegfried Stuffer war eine führende Figur der Südtiroler 68er Bewegung und Mitherausgeber der »brücke«. Er ist einer, der auch zwanzig Jahre danach noch den Mund aufmacht (der Prozeß, den Willy Acherer gegen ihn angestrengt hat, und das folgende Gespräch beweisen dies).

Grund genug für die SKOLAST-Redaktion, mit ihm ein Gespräch zu führen. Über die »falsche Ordnung der Dinge« in Südtirol, über Utopisches und über Probleme, die auch 1988 noch nicht von der Tagesordnung verschwunden sind.

Für den SKOLAST führten Ulrich Ladurner und Benedikt Sauer das folgende Gespräch.

Skolast: In »Im Kampf gegen Rom« von Claus Gatterer, das 1968 erschienen ist, wird die »brücke« als signifikantes Beispiel für einen Aufbruch in Südtirol erwähnt. Gatterer schreibt, daß die Personen, die die »brücke« gemacht haben, und teils an italienischen und teils an österreichischen Unis studierten, dort »mit linken, allerdings vorwiegend mit linkskatholischen Strömungen in Kontakt gekommen sind«. Stimmt die Einschätzung, die er gibt?

Stuffer: Ich glaube nicht, daß der Gatterer alles abdeckt mit seiner Aussage. Ich würde nicht sagen ausschließlich linkskatholisch. Linkskatholisch — das trifft natürlich für'n Langer zu, aber nicht für andere Mitglieder der »brücke«, die aus einem mehr laizistischen Raum gekommen sind, mehr liberalistische, links-liberalistische Vorstellungen gehabt haben, Kontakte auch mit linken Kreisen in Wien und in Innsbruck. Für mich selber kann ich das am besten sagen: bei mir hat das Linkskatholische nie eine Rolle gespielt. Aber es ist bemerkenswert, daß diese 2 Komponenten zusammenfinden konnten, und zusammen diese Bewegung aufbauen konnten, das ist schon interessant, weil oft Berührungsangst bestanden hat und auch heute noch oft besteht zwischen diesen zwei Elementen. In dieser Zeit haben diese 2 Positionen zusammengefunden.

Skolast: Am Anfang waren Langer, Du und Josef Schmid.

Stuffer: Ganz am Anfang waren wir drei, ja, wir haben auch die Planung einer neuen Zeitschrift durchgeführt. Bald aber sind auch andere Leute dazugestoßen, die das Bild genauso mit-

geprägt haben, wie z.B. der Reinhold Höllrigl, Josef Perkmann und andere auch.

Skolast: Und ihr wart alle Studenten?

Stuffer: Ja, wir alle Studenten. Eigentlich sind wir mit einem Fuß und manchmal sogar mit zwei Füßen in der Südtiroler Hochschülerschaft gestanden. Wir sind eigentlich alle von dort herausgewachsen. Eigentlich hatten wir alle mehr oder weniger auch unsere eigene Geschichte mit der Hochschülerschaft schon hinter uns gehabt und dort auch schon genügend Erfahrungen gesammelt in der Auseinandersetzung mit den geistigen und politischen Kräften in Südtirol. Ich brauch ja nur an die Geschichte mit den Meraner Hochschulwochen erinnern, oder an kulturelle Auseinandersetzungen mit Zeiger, an die Vorgänge in der SH selber, wo ja effektiv ein Kampf stattgefunden hat zwischen konservativen, sehr karrierebewußten Elementen — Durnwalder, Regale und andere, um ein paar Namen zu nennen — und Fortschrittlichen.

Skolast: Ihr wart zum Teil an österreichischen, zum Teil an italienischen Unis. Und du selbst?

Stuffer: Ich war damals in Innsbruck, bin von Wien nach Innsbruck übersiedelt, und habe sehr entscheidende Impulse in Wien aufgenommen. Schmid war auch in Wien, und Langer ist aus Florenz gekommen.

Skolast: Kannst du beschreiben, von welchen Gruppen das ausging, in Wien z.B.

Stuffer: In Wien vor allem von Kollegen, von Südtiroler Hoch-

schülern. Wir haben sehr viel Diskussionen geführt, nicht im institutionellen Rahmen der Hochschülerschaft, sondern außerhalb. Wir haben uns als liberale, sozialistische Gruppe formiert, haben auch Kontakte aufgenommen mit linken österreichischen Hochschülerschaftskreisen; ich kann mich an Maskendebatten z.B. erinnern.

Skolast: Es hat also eine Beeinflussung durch die allgemeinen aktuellen Diskussionen gegeben, über Südtirol hinaus?

Stuffer: Ja, auf Hochschulebene eindeutig, das war sehr präsent. Auch beim Langer in Florenz, der viel von außen hereingetragen hat. Aber ich würde sagen, die entscheidenden Dinge sind dann mehr in Bozen passiert, auch weil wir ja schon so »Halbstudenten« waren, wir haben schon zum Teil unterrichtet. Der *genus loci* hat viel beigetragen. Mehr als der Hintergrund an der Uni in Innsbruck, der Kontakt mit den Studenten da, die hier zusammengeströmt sind; wir, die in Innsbruck waren, haben uns sehr mit der lokalen Situation hier auseinandergesetzt: Pressesituation, Parteisituation, Demokratie in Südtirol überhaupt — das haben wir grundlegend hinterfragt. Manchmal war das auch der Anlaß, um sich mit den weiteren, größeren Aspekten zu beschäftigen. Die ersten Artikel in der »Brücke« waren Auseinandersetzungen mit der Südtiroler Realität. Die großen studentischen Probleme von 68 spielen zwar eine Rolle, aber eher im Hintergrund, sie werden angewendet auf die Südtiroler Verhältnisse.

Kein Anspruch auf Schulterklopfen.

Skolast: Wie ist es eigentlich zu der Idee gekommen, eine Zeitung herauszugeben?

Stuffer: Das war eine natürliche Fortsetzung von vielen anderen Aktionen, wie beispielsweise Flugblattaktionen, Kleindrucke, Veranstaltungen, Konferenzen usw. Aus dem heraus ist die Zeitung entstanden, es war kein kühner Einfall, sondern einfach eine natürliche Fortsetzung.

Wir haben ja oft bei den konservativen Veranstaltungen im Lande — oder vielleicht müßte man besser sagen »DEN« Veranstaltungen im Lande, weil bei uns wird das ja nie qualifiziert —, eingegriffen, haben diese Leute zur Rede gestellt und haben mit ihnen diskutiert.

Skolast: Der »Brücke-Kreis« hat also schon vor der Zeitschrift existiert?

Stuffer: Auf alle Fälle. Jahrelang hat es schon gemeinsame Aktivitäten gegeben. Viel ist natürlich von der Hochschülerschaft ausgegangen, aber es ist dann auf diese Bewegung übergegangen, die nicht mehr voll von der SH abhängig war.

Skolast: Wolltet ihr eigentlich auf parteipolitische Ebene und im unmittelbaren Vorfeld eingreifen, oder habt ihr euch vornehmlich auf den nichtorganisierten Teil der Gesellschaft konzentriert?

Stuffer: Wir wollten eher im vorpolitischen Feld arbeiten, wir wollten auf das politische Grundverständnis der Menschen einwirken. Wir haben damals ja das parteipolitisch organisierte Engagement ideologisch angegriffen und kritisiert. Wir haben damals sogar die so schwache Opposition, wie die SFP, AUCH ANGEGRIFFEN. Unsere Kritik richtete sich gegen alle etablierten Gruppierungen.

Skolast: Es hat Kritik der »Südtiroler Nachrichten« (SPS) gegenüber der »Brücke« gegeben, das ist erstaunlich, weil sich dieses Organ der SPS sonst vehement gegen das Südtiroler Pressemonopol gewehrt hat. Erklärt sich dieser Umstand aus einer »rücksichtslosen« Kritik?

Stuffer: Sicher. Wir haben sogar die SH kritisiert. Unserer Meinung nach waren dort viel zu viele Leute zu vordergründig parteipolitisch tätig. Wir standen einfach auf grundsätzlichen Positionen und haben überhaupt keine Rücksicht auf die wirklichen Kraftverhältnisse genommen. Wir haben auch solche Gruppierungen kritisiert, wenn es etwas zu kritisieren gab.

Es ging uns darum, Grundpositionen zu überdenken, und nicht einfach oberflächlich etwas zu verändern.

Skolast: Es ist euch in erster Linie um inhaltliche Diskussion gegangen und nicht um eine strategische?

Stuffer: Wir haben uns nur um Inhalte bemüht. Es war überhaupt die Zeit, in der es um Inhalte gegangen ist und nicht um die Frage, wie diese zu verwirklichen wären. Es ging um Utopisches im guten Sinne.

Skolast: Wie haben die Reaktionen vonseiten der Parteien ausgesehen. Ich denke dabei vor allem an das fortschrittliche Spektrum. Hat es eine gewisse Öffnung gegeben?



Stuffer: Auf die Inhalte sind die Parteien sehr wenig eingegangen. Man hat sich auf oberflächliche Polemik, aufs Diffamieren und Zurückschlagen beschränkt. Wir waren im Grunde auch nicht zimperlich. Ich glaube, diese Parteien haben es auch nicht wirklich versucht. Das würde ich unterstellen. Von der italienischen Seite hat man uns eher instrumentalisiert, man hat uns mit viel Lob und viel Aufmerksamkeit bedacht, man hat uns als die Einheitsbrecher angesehen. Aber man hat sich auch von dieser Seite nicht wirklich mit unseren Inhalten auseinandergesetzt.

Skolast: Wie haben denn die Reaktionen damals ausgesehen, also etwa auf der Seite von Sympathisanten? Wie habt ihr eine Solidarität gespürt, in Verkaufszahlen?

Stuffer: Die Solidarität war wenn, dann eigentlich sehr anonym. Wir haben gute Verkaufszahlen gehabt, viel Interesse war da, auch angesteckt vom Zeitgeist. Man hat nicht gewußt genau, was kommt da? Wird das alles ändern? Sogar die Mächtigen haben in dem Moment zurückgesteckt, haben gezittert ... Da haben viele Leute Interesse bekommen und auch in einer anonymen Weise Solidarität gezeigt, indem sie die Zeitung gekauft haben oder sogar einen Leserbrief mit gefälschtem Namen geschrieben haben; offene Solidarität kam nur aus sehr wenigen Kreisen, eigentlich nur vom engeren Umfeld.

Skolast: War das motivierend?

Stuffer: Das hat eigentlich keine Rolle gespielt. Wir haben kein Schulterklopfen der Väter beansprucht. Wir haben auch schon durch die Hochschülerschaft mit diesem Schulterklopfen gebrochen gehabt, das in der Hochschülerschaft noch sehr üblich war. Wir haben das gemacht, wie wir gewollt haben. Oder auch die Finanzierungsfrage: wir haben sehr viel von Selbstfinanzierung gehalten. Sonst: einige Inserate — da hat sich vielleicht Solidarität gezeigt — bei einigen Firmen, die bei uns in hartnäckiger Weise bis zuletzt inseriert haben, das war eine Art Sympathie.

Skolast: Ihr habt euch hauptsächlich also aus der eigenen Tasche finanziert, mit ein bisschen Werbung und durch Verkauf?

Stuffer: Wir haben monatlich einen Beitrag gezahlt; etwas Geld kam von Sympathiekreisen, und wir haben das Glück gehabt, noch nicht in voll kapitalistischen Druckereibetriebe hineinzufallen, sondern wir haben eine kleine Druckerei gefunden, die handwerklich gearbeitet hat, ein Rest aus der k.-u.-k.-Zeit, und wir haben dann mit diesen Leuten Freundschaft geschlossen und haben dann eigentlich in einer Art Teamwork die Zeitung gemacht, beim Setzen und Umbruch selber mitgeholfen, so ist es uns auch billig gekommen. Da war eine sehr entgegenkommende Dame, der ich auch an dieser Stelle danken möchte. Ich kann erst heute ermessen, was die uns geholfen hat. Diese kleine Druckerei ist bald danach eingegangen.

Skolast: Wie hoch war die Auflage?

Stuffer: Wenn ich mich richtig erinnere, bei 1500 — 2000 Stück.

Skolast: Und der Grund, wieso die Zeitschrift aufgehört hat zu existieren, war in erster Linie ein finanzieller?

Stuffer: Nicht so sehr finanziell. Das Ganze ist spontan entstanden und hat genauso spontan aufgehört, ich glaube, bedingt durch die Zeitläufe, weil die Personen, wieder etwas anderes tun mußten, zum Teil weggegangen sind aus Bozen. Eine Utopie, die plötzlich nicht mehr da ist, und nur mehr ihre Spuren hinterläßt.

Skolast: Hat es innerhalb der »Brücke«-Gruppe in der späteren Phase auch inhaltliche Differenzen gegeben?

Stuffer: Keine größeren. Die einzige Differenz in dieser Zeit, war anlässlich der Entstehung einer gesammelten Linken auf parteipolitischen Ebene, u.a. mit Lidia Menapace, die das DC-Lager verlassen hat, als unabhängige katholische Linke mitgemacht hat. Eine Seite in der »Brücke« wollte, daß wir uns offen dafür engagieren, die andere Seite hat sich geweigert. Da hat es eine Erklärung in der »Brücke« selbst dazu gegeben. Das könnte vielleicht mit ein Grund für die Auflösung gewesen sein, daß bei einigen die Phase gekommen ist, wo sie konkreter etwas ma-

chen wollten, direkt in politischen Bewegungen. Die andere Seite wollte nicht, daß die Zeitung für so etwas eingespannt wird, und hat eher in Kauf genommen, daß die Sache aufgelöst wird. Es sind auch sehr viele italienische Artikel erschienen, darüber haben wir sehr grundsätzlich diskutiert. Über diesen Punkt haben wir uns auch geeinigt, daß ein Teil in italienisch erscheinen soll. Dieser Teil ist dann auch stärker geworden, die Italiener haben mehr Interesse gezeigt mitzuarbeiten. Die »Brücke« war ja konzipiert als eine Verbindung von zwei Welten, von den zwei Hauptkulturen des Landes als ein Brückenschlag zu der anderen Kultur, im weiteren Sinne zwischen Nord und Süd, zwischen der italienischen und der deutschen und österreichischen 68er Bewegung.

Skolast: Hattet ihr die Vorstellung, wirklich an eine italienische Leserschaft heranzukommen, oder war es mehr ein symbolischer Akt des Brückenschlags?

Stuffer: Das war nicht symbolisch gedacht. Wenn sich Italiener gefunden haben, die schreiben wollten, dann haben die bei uns Platz gefunden. Das ist dann auch geschehen. Das war für uns selbstverständlich.

»Das halbe Europa vergessen«

Skolast: Eines eurer Hauptthemen war die verkrustete Südtiroler Demokratie?

Stuffer: Sicher die erstarrte und verkrustete Welt Südtirols. Vor allem aber die falsche Ordnung der Dinge, die sich seit 1945 in Südtirol etabliert hat. Die falsche Ausgangsbasis, ich würde es die Adamsstunde, das Grundübel der Südtiroler Gesellschaft nennen, das nach 1945 mit dem Aufbau des Parteiwesens und der Presse begonnen hat. Dieser Urstunde wollten wir zu Leibe rücken, wir wollten eine Neubestimmung und eventuell einen neuen Anfang schaffen. Wir haben das vom Inhalt her gesehen und haben uns deshalb nicht um strategische oder taktische Fragen gekümmert. Das war auch unsere Schwäche.

Skolast: Könntest du diese Urstunde etwas näher beschreiben? Waren das Pressemonopol und der monolithische Block der SVP die Hauptprobleme?

Stuffer: Das waren die Hauptprobleme. Wir standen ideologisch im 68er Geist und setzten uns gleichzeitig mit dieser besonderen Südtiroler Situation auseinander. Bei uns war's ja nicht so wie anderswo, daß zwischen 45 und 68 eine Vergreisung eingesetzt hat, sondern bei uns war die Situation von Anfang an vergreist, und wir sagten uns, wir müssen das einmal ändern. Das Laster des Anfangs war zu bekämpfen, und zwar prinzipiell.

Skolast: Also die Argumentation für die Legitimität der »Sammelpartei«, wie sie auch von liberalen SVPLern bis heute vertreten wird »der Schutz der Minderheit läßt sich nur innerhalb einer Sammelpartei garantieren« — diese Argumentation war für euch nicht schlüssig, das war nicht eure Position ...

Stuffer: Das war nicht schlüssig, auf keinen Fall war das für uns vernünftig, das war eigentlich außerhalb der europäischen Tradition, die in Jahrhunderten gewachsen ist, und für uns war das von Hans aus falsch gedacht und falsch durchgeführt, ob in bona fede oder in mala fede. Da hätte man etwas anderes bauen müssen, mit Einbeziehung der inzwischen gewachsenen europäischen demokratischen Weite. Aber gewisse Gruppen hat man von vornherein ausschließen wollen, immer unter dem Vorwand bestimmter Erfordernisse, die man in einer zwinghaften, fast neurotischen Art durchsetzen wollte. Ich würde es fast als ethnische Erpressung hinstellen, was da passiert ist. Ich hab einmal dem Alt senator Volgger gesagt: »Ihr habt eine schöne SVP gebaut, aber das halbe Europa dabei vergessen!« Ich geb zu, daß diese Seite, die ja besonders vom Faschismus reduziert und eliminiert worden ist —, wobei die konservativen Südtiroler Kreise manchmal auch selbstgefällig zugehört haben —, ich gebe zu, daß diese Leuten auch 45 nicht so präsent waren, das war eine quantité négligable, aber, hab ich ihm gesagt, »Ihr als Intellektuelle und Akademiker hättet das wissen müssen, und

hätten eine Kraft schaffen müssen, die das auch berücksichtigt.« Das hat viele Probleme geschaffen, immer wieder Fehlgeburten, immer wieder Schwierigkeiten, die natürlich dann mit der Kraft des Hammers aus der Welt geschafft wurden.

In der »Brücke«-Bewegung war aber schon das Bewußtsein der außergewöhnlichen Situation der Südtiroler Volksgruppe, und der Auseinandersetzung mit dem Gesamt-Staat und mit der Minderheitenproblematik, das haben wir nicht einfach vom Tisch gewischt. Unter Einbeziehung dieser Gedanken haben wir geglaubt, daß man's in Südtirol hätte auch anders machen können und mit besseren Ergebnissen, demokratisch viel legitimer. Wir waren nicht die »vaterlandslosen Gesellen«, die Verräter und so, sondern wir sind in der Auseinandersetzung mit der hiesigen Situation von der besonderen Südtiroler Lage ausgegangen.

Skolast: Du hast davon gesprochen, daß es im Vorfeld der »Brücke« schon Aktivitäten gab, Flugblattaktionen, Kleindrucke ... War die »88er-Bewegung« in Südtirol mehr als die Zeitschrift? Mich interessiert, ob es z.B. in ländlichen Gebieten irgendwelche neuen Aktivitäten gegeben hat, Anzeichen, daß verkrustete Strukturen aufgebrochen werden, oder ob ihr Versuche unternommen habt, auf dem Land irgendetwas zu bewegen?

Stuffer: Da muß ich schon zugeben, daß das nicht der Fall war. Die Bewegung ist stark von der Stadt ausgegangen und ist im wesentlichen urban konzipiert worden und geblieben. Das war eine studentische Bewegung, und nachdem sie nicht strategisch gedacht hat, hat sie sich auch nicht die Frage der Zwischenträger gestellt, die ja unbedingt notwendig sind. Daß man eben auch das Land einbezieht. Das ist erst später ein wenig aufgebrochen, in nachfolgenden Gruppierungen, die am Land kleine Gruppen gebildet haben, aber in dieser Phase nicht. Insofern war bestimmt auch eine gewisse Einseitigkeit. Das war bestimmt auch eine der Schwächen, wie ich schon gesagt habe, aber das war allgemein damals... In seiner Art war es auch ein bißchen elitär, das Ganze.

Skolast: Könntest du ein Beispiel geben, wie manches nach euren Vorstellungen hätte anders gelöst werden können?

Stuffer: Man hätte z.B., so wie nach dem 1. Weltkrieg, einen Dachverband der Gruppierungen machen können, die in allen deren Bereichen sich völlig frei bewegen, also mit mehr Bewegungsfreiheit für alle, aber nicht, daß man bestimmten Gruppen de facto jede Bewegungsfreiheit nimmt.

Skolast: Das hätte aber wohl auch eine größere Öffnung im Medienbereich nach sich ziehen müssen ...

Stuffer: Auf alle Fälle, ja. In Südtirol ist beides sehr stark verflochten, die Mediensituation und die parteipolitische. Diejenigen, die im Faschismus die ersten Opfer waren, die hauptsächlich Opfer, die gesellschaftlichen Opfer, waren auf beiden Seiten der Volksgruppen. Deswegen war 45 auf beiden Seiten eine einseitige Richtung nur vorhanden: man hat das liberale Verlagswesen eliminiert, im Faschismus, man hat auch das linke Verlagswesen eliminiert, das linke Gewerkschaftswesen und das Gewerkschaftswesen überhaupt; das Gewerkschaftshaus wurde besetzt und unfunktioniert und das hat schwere Auswirkungen gehabt, nicht nur auf's Verlags- und Zeitungswesen in Südtirol, sondern auch auf die politische Strukturierung der Südtiroler Gesellschaft. Nur wurden diese Dinge nie gesagt von seiten der Kreise, die den Faschismus so glänzend überlebt haben, man muß sagen, ich würde fast sagen, die die Gnade dieser Zeit und ihrer besonderen gesellschaftlichen Situation erlebt haben und die heil herausgekommen sind; die haben nie dieser Richtung ein Eingeständnis gemacht.

Skolast: Das klingt jetzt, berücksichtigend, daß wir 1988 sprechen, nach einer auch heute noch überhaupt nicht bewältigten Vergangenheit, nach einer nach ungenügenden Diskussion über diese Zeit.

Stuffer: Ich glaube schon, daß dies noch auf alle Fälle nachgeholt werden müßte, vor allem die Frage, welche Kräfte in be-

sonderer Weise vom Faschismus betroffen wurden, welche Bevölkerungsteile, gegen wen hat sich der »furor fascisticus« — am »furor teutonicus« zu variieren — gegen wen hat er sich hauptsächlich gerichtet? Wen hat er eliminiert? Was haben andere Kräfte dazu gesagt und wie haben sie sich verhalten? Der Umstand z.B., daß 1929 das Koakordat eine recht milde Behandlung gerade der Interessen des Klerus und Kräfte, die dem Klerus nahestehen, mit sich gebracht hat, wie hat sich das in Südtirol ausgewirkt, wer hat davon profitiert? Das dauert ungenauer lang, bis sich das wieder regeneriert.

Idealisten und keine Taktiker

Skolast: Wenn dies 1988 immer noch ein Defizit ist, dann kann man heute doch davon sprechen, daß ihr mit euren Vorstellungen 1968 gescheitert seid?

Stuffer: Mir ist bewußt, daß es teilweise ein Scheitern war. Wir haben zwar unsere »Dokumente« schriftlich niedergelegt, aber wir konnten sie nicht gesellschaftswirksam machen. Wir haben zwar versucht, in Bewegungen und politische Vereinigungen einiges von dem voranzutreiben. Diese Gruppierungen sind aber gescheitert. Man müßte vielleicht einmal darüber nachdenken, warum solche Ansätze immer zum Scheitern verurteilt sind. Warum das möglich ist, daß diese Versuche immer in den Orkus fallen. Gerade das, was eben jede Generation, auch bezogen auf die neuere Zeit, als notwendig crachtet. Vielleicht haben wir in unserer Utopie, die wir gelebt haben, viel zu wenig berücksichtigt, daß die Wirklichkeit viel mehr Zeit braucht. Den Zeitfaktor haben wir unterschätzt. Insofern war unsere Aktivität voluntaristisch und personell. Wir haben unseren Willen gesehen und gedacht, daß das schon genügt, um die Wirklichkeit zu verändern. Das war aber in keinem Fall so. Wir waren Idealisten und keine Taktiker. Idealisten im guten Sinn, denn wer möchte sich schon selbst mit Schmutz bewerfen? Die Personen, die das wirklich in eine Strategie umsetzen können, die auf Jahrzehnte hinaus auf etwas hinarbeiten, die haben bisher in Südtirol gefehlt. Auch wenn ich an Partei- oder Oppositionspolitiker denke. Auf das warten wir ja alle, daß es Leute gibt, die diese Dimension sehen und das auch umsetzen können.

Skolast: Finen Alexander Langer würdest du nicht zu diesen Personen zählen?

Stuffer: Alexander Langer ist ja immer noch im Vorfeld tätig und er will es auch bleiben, er will sich nicht organisieren lassen. Er ist auf die grüne, dann auf die europäische Dimension gegangen. Ich meine nicht, daß er einer ist, der sich ganz gebündelt und kompakt auf Südtirol hin beziehen will. Ich glaube, daß er diese Aufgabe dann doch ein wenig aus den Augen verloren hat.

Skolast: Ich möchte noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob dir euer Beharren auf Inhalte hauptsächlich als Schwäche oder als Qualität erscheint.

Stuffer: Sicher ist darin auch eine Qualität dabei. Denn wie kann man Strategie ohne Inhalte machen? Heutzutage gibt es zuviele Taktiker, zuviel Strategie ohne Inhalte. Wir haben viel an Inhalten gedacht und geliefert und zuwenig an das andere gedacht. Es müßte hier eine Verbindung gefunden werden. Aber ohne Inhalte ist das alles leer. Die Hauptinhalte von damals, die sind auch von anderen Kräften nicht realisiert worden! Im Grunde sind das alles noch offene Probleme. Nicht nur auf Südtirol bezogen, ich würde das auch für die 68er-Bewegung im allgemeinen sagen. Die Hauptthemen, die damals im Vordergrund gestanden sind, die sind bis heute eigentlich keiner gesellschaftlich relevanten Lösung zugeführt worden.

Skolast: Um noch einmal auf 1988 zu kommen. Heute gibt es ja eine gewisse pluralistische Medienlandschaft. Trotzdem glaube ich, daß diese Medienlandschaft des Jahres 1988 nicht euren damaligen Vorstellungen entspricht. Es gibt mehr Zeitungen, mehr Zeitschriften, aber das ist doch nicht das, was ihr euch vorgestellt habt.

Stuffer: Die Quantität hat sich geändert, aber es hat sich keine wesentliche Qualitätsverbesserung ergeben. Entscheidend hat sich in diesem Sinne die Medienlandschaft nicht pluralisiert. Die entscheidenden Schritte sind noch nicht gelungen. Und zwar eine ständige, tägliche Präsenz, ein Verlag, der überall eingreifen kann, der kontorn kann, der dominant ist. Das ist entscheidend. Man möge überprüfen, wieviele von diesen Blättern und Blatt*in innerhalb oder in der Nähe des Adressverlages herauskommen. Der entscheidende Durchbruch ist meiner bescheidenen Meinung nach nicht erfolgt. Wenngleich man anerkennen muß, daß es einige Ansätze gibt, aber das ganze müßte von einer allgemeinen Vision getragen werden, von einer Interpretation der Gesellschaft.

Skolast: Weil wir bei einer Einschätzung dieser Zeit sind: Wo meinst du, habt ihr diesen »Aufbruch zum Pluralismus«, den 1968 Claus Gatterer gesehen hat, etwas bewegen können?

Stuffer: Sicher haben wir in Personen etwas verändert, nicht in Institutionen. Personen, die damals mitgemacht haben und beeinflusst worden sind, sind politische Träger geworden oder sind im politischen Vorfeld tätig geworden. Da haben sich schon Veränderungen ergeben. Keinesfalls in institutionellen, organisierten Bereichen. Ich würde sagen, daß der politische Pluralismus noch durchgesetzt werden muß, denn wenn ein Landeshauptmann Magno von Italienern, wie es kürzlich in seinem »Parliamoc« geschehen ist, vorsetzen kann, daß die SVP im Grunde eine Partei ist, die alle Lager versammelt, und die SVP-Demokratie schmackhaft machen will und behauptet, daß in der SVP alle Platz hatten, dann ist das mehr als Trick, das ist

einfach anwahr. Wenn es heute noch möglich ist, solche Sachen zu drucken, das zeigt einfach, daß der wesentliche Durchbruch in Südtirol noch nicht erfolgt ist. Der Durchbruch zum politischen und zum kulturellen Pluralismus war damals eines unserer Hauptthemen, wir hatten sehr viele Auseinandersetzungen mit dem Kulturassessor Zelger, aber noch im Jahre 1987 kann ein Zelger eine eindeutige Rechtsaußenbesetzung eines Rechtsextremisten mit vollem Segen der Landesregierung finanzieren. Auch das weist darauf hin, daß sich nichts Wesentliches geändert hat.

Skolast: Kaum eine Veränderungen in den Strukturen, aber eine im Bewußtsein der Menschen.

Stuffer: Ja, sicher. Südtirol wartet, daß sich das umsetzt.

Skolast: Wenn es also eine Anzahl von Personen mit kritischem Bewußtsein gibt, und wenn man dann auf der anderen Seite feststellt, daß auf offizieller, parteipolitischer Ebene diese Personen kaum in Erscheinung treten, so muß man doch annehmen, daß diese in das Privatleben, oder einfach in die Resignation gefallen sind.

Stuffer: Die Mühlen der Politik mahlen langsam. Wenn sich diese Dinge einmal eingespielt haben, dies dann zu durchbrechen wird schwierig. Ich möchte auf einen Artikel in der »brücke« von Josef Schmid über den Tirolismus hinweisen, der von einer »Blockbildung des Augenblicks« gesprochen hat. Wenn sich so ein System einmal einspielt, dann ist es schwierig, daß es sich ändert. Da mein ich schon, daß es Zeit braucht. Die Personen sind da und sie arbeiten, sie haben keine großen Positionen, aber ich glaube, daß es eine Frage der Zeit ist.



Lorenz Gallmetzer

68 IST TOT. ES LEBE 68.

die 68er revolte ist nicht vergessen, sie ist mit einer patina überzogen. das renommierte pariser versteigerungshaus drouot hat für den 27. april einen besonderen tag angesagt. mehrere hundert plakate aus den maitagen werden unter den hammer kommen, mit ausrufpreisen bis einer halben million lire. die erfinderrischen, respektlosen und zum teil umstürzlerischen parolen und serigraphien aus jener turbulenten zeit sind zum sammelobjekt geworden.

»die phantasie an die macht«, »es ist verboten zu verbieten«, »wir wollen alles und zwar sofort«, »seid realisten, fordert das unmögliche«, »es lebe die kommunikation, nieder mit der telekommunikation«, »das wort ist ein molotovcocktail« und »das chaos ist er« — auf die silhouette des damaligen staatspräsidenten general charles de gaulle gedruckt. was heute die plakataästheten zum schmunzeln und zum zücken der brieftaschen geführt, war vor zwanzig jahren ausdruck eines mitreißenden frühlingsturms, der die pariser boulevards mit menschenmassen füllte und die französische gesellschaft bis in ihre grundfesten erzittern ließ.

»Der rote Dany«

begonnen hat es am 22. märz mit der besetzung des direktionsraumes in der universität nanterre, am stadtrand von paris, durch 162 studenten. anlaß: am vorabend waren vier studenten bei einer demonstration gegen den vietnam-krieg festgenommen worden, darunter einer aus nanterre. wortsprecher der besetzer war der rothaarige und sommersprossenübersäte daniel cohn-bendit, jahrgang 1945.

aufgefallen war cohn-bendit schon seit monaten, durch seine kritisch aufmüpfigen fragen während der vorlesungen, zum »dany le rouge« war er am 8. jänner '68 geworden. der minister für jugend und sport war an jenem tag nach nanterre gekommen, um ein neues schwimmbecken auf dem universitätsgelände einzuweißen.

anarchistische gruppen hatten tomaten und faule eier mitgebracht und harrten der dinge. da näherte sich cohn-bendit dem minister, bat ihn um feuer für seine zigarette und fragte froch, warum in dem eben erschienenen weißbuch des ministers über die französische jugend auf dreihundert seiten kein einziges wort über die probleme der jugend mit der sexualität zu finden sei.

»so wie du aussiehst, kann ich mir vorstellen, daß du derartige probleme hast«, soll der wittende minister geantwortet haben, nicht ohne hinzuzufügen: »ich kann dir nur raten, dich im schwimmbecken abzukühlen«. darauf cohn-bendit: »diese antwort könnte von der hitlerjugend stammen ...« das wortgefecht hatte keine 2 minuten gedauert, »dany le rouge« war geboren. er war der staatlichen autorität mit selbstbewußtsein und schlagfertigem esprit begegnet, er hatte ein bis dahin tabuisiertes anliegen der studierenden jugend formuliert: über sexualität sprechen, öffentlich und laut. aber die strikte trennung zwischen mädchen und burschen am campus von nanterre war nur ein anlaß des unmutes. seit langem schon gärten komplexe widersprüche und agierten die verschiedensten gruppen an den hochschulen der französischen hauptstadt. die baby-boomgeneration der nachkriegsjahre kannte die arbeitsplatz- und zukunftsorgen der heutigen jugend noch nicht. frankreich hatte zu jener zeit noch gastarbeiter mit sonderzügen aus spanien, portugal und dem norden afrikas ins land gelockt. die zahl der hochschüler verdoppelte sich innerhalb weniger jahre und viele studenten stellten sich eher die frage, welcher später zu ergreifende job wohl sinnvoll, ausfüllend und ihren wünschen entsprechend sein würde, als jene nach einem gesicherten einkommen. ihr unmut richtete sich gegen eine veraltete, autoritätsfixierte und hierarchisch gegliederte wissensvermittlung in den überfüllten hörsälen, gegen den vorgezeichneten weg in eine verbeamtete gesellschaft, gegen die verlogenheit der werte einer vom götzendienst am heiligen kalb konsum geprägten gemeinschaft.

der protest gegen die archaische universität und gegen die werte, die sie zu vermitteln hatte, sprengte in wenigen monaten die grenzen der hochschulsituation und erfaßte die gesamte gesellschaft. das galt für die als kampf gegen die »baroni della cattedra« begonnene bewegung von 1967 an den universitäten von turin, florenz, trient, rom und salerno ebenso wie für die aktivitäten des sds (soz. deut. studentenbund) und die freie universität berlin und natürlich für paris.

»Make love, not war«

zu einer rapiden politisierung der jugend in allen europäischen hauptstädten trugen aber internationale ereignisse bei. in erster

linie war es das ansehen des klassenbesten innerhalb der westlichen staatsgemeinschaft, jenes der usa, das in brüche ging und in allen europäischen hauptstädten hunderttausende auf die straße führte. am 4. april 1968 wurde in memphis martin luther king, friedensnobelpreisträger und charismatischer führer des civil rights movement zur gleichberechtigung der diskriminierten schwarzen ermordet.

in vietnam gerieten die amerikanischen gis durch die tet-offensive hanoi in bedrängnis und reagierten massiv: mit einer million 200tausend tonnen bomben in dem einen jahr und mit dem im märz begangenen massaker von my lai, das die weltöffentlichkeit erschütterte. vom kalifornischen berkley, über berlin und frankfurt, rom und paris bis hin zu kleinen provinzstädten waren für zehntausende jugendliche die anti-vietnamdemonstrationen nicht nur eine möglichkeit ihre entrüstung über die per tv ins haus gelieferten greuelbilder eines als zutiefst unmoralisch empfundenen krieges kundzutun. diese demonstrationen führten auch zu den ersten unsanften begegnungen mit der brutal knüttelnden polizei und zur bekanntheit mit der »linken ideologie«. die marxistische linke war zwar von flügelkämpfen, abspaltungen und parteigründungen geprägt, insgesamt hatte sie jedoch eine nahezu ungebrochene anziehungskraft. die moskautreuen und klassenkämpferischen kommunisten erhielten in frankreich bei den parlamentswahlen 1967 22,5 prozent der stimmen (heute unter 10 prozent), 1968 blühte in prag noch der frühling (er wurde erst im august desselben jahres durch russische panzer erstickt), aus china hörte man da-



mals nur gutes über die große proletarische kulturrevolution: mao tse tungs und der romantisch von der zimmerwand so mancher studentenbude blickende che guevara war erst 1967 in bolivien den revolutionären heldentod gestorben. ein großteil der politisierten studentenführer der pariser 68er bewegung hatte die ersten erfahrungen in der kommunistischen jugend der kpf gemacht, viele von ihnen hatten in der oppositionsbewegung gegen den französischen algerienkrieg — schon vor vietnam — dem kolonialismus und imperialen gewalteinsatz ihre nackten fauste und aus vollem hals gerufene parolen entgegengesetzt und in dem selbstherrlich-patriarchalisch reagierenden general de gaulle seit langem ein klares feindbild gefunden.

»Die Straße brennt«

zurück zum 22. märz 68 in nanterre. die besetzung der direktionräume war das erste signal und zeigte zugleich die neue qualität der inzwischen berühmten 68er-bewegung. anarchisten, spontanisten, situationisten, trotzkisten, maoisten — alle schattierungen der an der universität vorhandenen linken wurden plötzlich zu einer einzigen bewegung. jener des 22. märz oder der 142 wie sie auch genannt wurde. basisdemokratische entscheidungen, vollversammlungen und die auseinandersetzung mit der polizei wurden von da an zum alltag. die medien und die öffentlichkeit werden auf die proteste von nanterre aufmerksam, der funke greift auf die sorbonne über. am 11. april wird in berlin auf rudi dutschke, der galionsfigur der deutschen studentenbewegung geschossen. ein attentat, das selbst die bürgerliche welt in der bundesrepublik betroffen macht.

in paris werden solidaritätskundgebungen abgehalten, die demonstrationen, versammlungen, besetzungen greifen wie ein lauffeuer um sich, das 68er feber ist ausgebrochen. de gaulle schickt die sonderheiten der polizei, der eskalation scheinen keine grenzen mehr gesetzt. der 10. mai ist der tag der ersten barrikaden in paris: autos brennen, tränengas, gummirüttelpeil, an die tausend demonstranten werden verletz, 400 polizisten müssen ärztlich behandelt werden, das quartier latin mit der sorbonne ist vorerst der hauptschauplatz, am 13. mai kommt es in ganz paris und in zahlreichen provinzstädten zu gewaltigen massenkundgebungen.

obwohl die meisten medien die ereignisse zu verharmlosen versuchen, oder nur deren schockierenden aspekt (verbrannte autos etc.) betonen und obwohl die von den kommunisten kontrollierten gewerkschaften der studentenrevolte mehr skeptisch und bremsend gegenüberstehen, passiert das unerwartete: die ersten streiks in den betrieben. zuerst werden forderungen nach mehr lohn, verkürzung der arbeitszeit und nach besseren lebensbedingungen laut. eine woche später streiken schon 6 millionen in ganz frankreich, der generalstreik paralyisiert das land, die bedeutendsten intellektuellen mit jean paul sartre an der spitze unterstützen die revolte. 29. mai: bürgerkriegsstimmung liegt in der luft, de gaulle verschwindet aus paris: erst später wird man erfahren, daß er in baden-baden ein treffen mit dem oberkommandierenden der bundesdeutschen militärs hatte. ein sozialistenführer namens Francois Mitterrand stellt eine inoffizielle gegenregierung auf. am 30. mai nach paris zurückgekehrt, löst de gaulle das parlament auf und mobilisiert »das tiefe«, das konservative frankreich zu einer gegendemonstration auf den champs elysees. mehr als eine million franzosen marschieren plötzlich richtung triumphbogen, gegen das chaos, zur rettung der gaullistischen republik. die wende ist mit einem schlag vollzogen. die gewerkschaften, die kommunisten und die sozialisten ziehen sich zurück, die bewegung flaut ab. drei wochen später gewinnt de gaulle die sofort ausgeschriebenen neuwahlen überwältigend. der mai 68 hatte ausgeblüht.

»? 68 Revolution oder Revolte ?«

mai 68 war keine revolution, das system wurde nicht aus den angeln gehoben, die kritisierte und bekämpfte bürgerliche ge-

sellschaft hat sich als überlebensfähiger erwiesen, als in jenen maitagen von vielen vorausgesagt wurde. die revolte hat aber eine ganze generation geprägt, sie hat, einem erdbeben gleich, das damalige wertensystem heftig durchgerüttelt, die dogmen der traditionellen linken ebenso wie jene der konservativen. wenn heute viele der damaligen studentenfürher als chefredakteure von zeitung und tv-sendungen, als berater im präsidentenpalast elysee, als manager in cheftagen internationaler konzerne sitzen, so heißt das noch lange nicht, daß 68 als eine bedeutungslose parenthese der geschichte, als ein aufbäumen der damaligen jugend, ohne spuren zu hinterlassen, ad aera zu legen wäre.

alain geismar gehörte damals zu den »politisierten« leadern der bewegung. zwanzig jahre später lautet seine bilanz: »sicher hat der mai 68 keine 68er-regierung oder gar einen 68er-staat hervorgebracht. aber er hat sehr tiefgreifende veränderungen der französischen gesellschaft, der verhaltenformen bewirkt. diese waren folgenreicher als gewisse machtwechsel im politischen bereich.«

auch für den philosophen gilles lipovetsky ist der demokratiepolitische effekt von 68 der wichtigste: »von 68 bleibt vielleicht eine einzige erfahrung: die jugend ist als soziale kraft auf den plan getreten, die in der lage ist, eine regierung zum wanken zu bringen.« (beide aus »nouvel observateur, 5—11 februar 1988).

68? Nein! 86!«

fast zwanzig jahre später, im dezember 1986, war es wieder soweit. studenten gehen gegen eine hochschulreform auf die straße, die konservative regierung chirac antwortet ähnlich wie der general de gaulle, mit unnachgiebigkeit und polizeieinsatz. in zwei wochen breitet sich die bewegung auf ganz frankreich aus, nachdem ein demonstrant von den polizisten in einem hausingang zu tode geprügelt wurde, muß der hochschulminister alain devaquet gehen, die reform ist gefallen. für ein paar wochen schien 68 wiederzukehren, aber der vergleich hielt nicht stand, im gegenteil.

1968 gingen hunderttausende auf die straße, weil sie keine zusätzliche selektion beim zugang zur universität akzeptieren wollten.

sie protestierten weder gegen die lehrinhalte noch gegen die professoren und schon gar nicht gegen die gesellschaft insgesamt. nein, sie forderten das ungeschmälerte recht, in den getuß der universitätsausbildung zu gelangen, um im berufsleben bessere chancen zu haben. die einzige parallele zum jahr 69: die jugend rebellierte, weil man sie und ihre bedürfnisse nicht ernst nahm, aber die vorzeichen waren verkehrt. die kinder der 68er-generation waren von der zukunftsangst und dem wunsch nach integration getrieben. ihre werte decken sich schließlich mit jenen von der erwachsenen gesellschaft vorgegebenen: streben nach beruflichem und sozialem erfolg.

der rote dany cohn-bendit, der heute als grüner in der bundesrepublik aktiv ist, war 1969 an die sorbonne gekommen, die neue studentenbewegung zu beugen. es war rührend, aber dany blieb zungast und die kinder seiner generation nannten ihn ohne böswilligkeit »papy« (opa). die revolutionären parolen von damals waren den streikenden von 86 nicht einmal bekannt. das soll nicht heißen, daß die französische jugend heute völlig unpolitisch ist.

menschenrechte, hunger in der dritten welt, apartheid in süd-afrika, rassismus, das sind die themen, die heute einen teil der jugendlichen mobilisieren. zahlreich sind die aktivisten, die sich bei amnesty international, sos-rassismus, medecins du monde oder bei den vom verstorbenen schauspieler, komiker und enfant terrible coluche gegründeten »restaurant des herzen« (armenausspeisungen) mit viel idealismus engagieren. der wichtigste unterschied zu 1968: das fehlen einer umfassenden weltanschauung und der traum vom zukunftsparadies, das man auf revolutionärem weg erkämpfen müßte.

die ideologie ist out, ziviles engagement ist in. nicht die radikale

veränderung der gesellschaft wird angestrebt, sondern eine aktive rolle innerhalb dieser gesellschaft. berufliche sicherheit und sozialer erfolg gelten nicht mehr als verpönt und sehen in keinem widerspruch zur teilnahme an einer demo gegen ausländergefeindlichkeit, polizeigewalt oder antisemitische äusserungen des rechtsradikalen jean-marie le pen. insofern ist die klüft zwischen den inzwischen weitgehend integrierten 68ern und ihrer zwanzigjährigen kinder kleiner geworden, der generationskonflikt geringer. bei einer meinungsumfrage 1968 hatten 92 prozent der befragten jugendlichen gemeint, ihre generation werde sich von jener ihrer eltern grundlegend unterscheiden. heute gelten für 59 prozent der jugendlichen ihre eltern als vorbild.

für die 68er war der 78jährige präsident charles de gaulle die verkörperung der alten gesellschaft und somit hauptzielscheibe ihrer proteste. bei den heurigen präsidentenwahlen wollen laut umfragen 69 prozent der jugendlichen zwischen 18 und 24 jahren für mitterrand stimmen. er ist 71, kein revolutionär, auch kein radikaler sozialist mehr, sondern der inbegriff des moralisch integren staatsmannes. die 88er bejubeln den vater der nation.

die brücke

Es ist ein Stück jüngster Südtiroler Zeitgeschichte, das man mit dem Blatt in den Händen hält, besonders wenn man diese Jahre nicht aktiv miterlebt hat.

»die brücke«, im untertitel »Südtiroler Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft« (später: »für Gesellschaft und Kultur«) erschien zwischen dem November 1967 und dem März 1969: 17 Nummern in 15 Ausgaben (2 Doppelnummern) im Monatsrhythmus, Umfang meist zwischen 12 und 16 Seiten, mit schlichtem, übersichtlichem Layout, ohne viel Schmickschnack. Ein kurzer Zeitraum, und dennoch keiner, der so leicht zu übergehen ist, schon gar nicht, wenn man vom Ende der 60er Jahre in Südtirol einen etwas genaueren Eindruck haben will.

Sie war die erste parteiunabhängige linke Südtiroler Zeitschrift, herausgegeben von 3 Studenten: Alexander Langer, Josef Schmid, Siegfried Stuffer. Mit Gedrucktem wurde hier versucht, Politik zu machen, deklariert, außerhalb der Institutionen, in Opposition zu den Machträgern der Südtiroler Gesellschaft auf Parteien- und Medienebene (SVP und Athesiavertrag), bemüht, anderes Gedankengut »pluralistisches Denken, neue und tolerantere und gesittetere Formen der politischen Auseinandersetzung« (Claus Gatterer) in Umlauf zu bringen, denn — so das Editorial — »das Südtiroler Volk ist seit Jahrzehnten einseitiger, gelenkter Information von bestimmten Kreisen ausgesetzt.«

Nicht durch neue, in den anderen Medien kurz gekommene aktuelle Informationen wollte man für diesen Pluralismus sorgen — dafür waren wohl auch die formalen Möglichkeiten zu beschränkt —, versucht wurde vor allem, die Südtiroler Gesellschaft grundsätzlich zu hinterfragen, in Aufsätzen, Kommentaren, ausführlichen Diskussionen. Das breite Spektrum des Südtiroler politischen Lebens, die Sozial-, Autonomie-, Kulturpolitik, Fragen des Christentums und der katholischen Kirche (II. Vat. Konzil, innerkirchliche Demokratie, katholische Laienbewegung), selbstverständlich die Mediensituation u.a. kamen zur Sprache, außerdem findet sich eine Debatte über die institutionalisierte und über eine »Neue Linke« im Land. Die Provinzgrenzen wurden aber auch überschritten, etwa in der Behandlung der italienischen und auch der österreichischen Tagespolitik, in Berichten über die Studentenbewegung in der BRD, oder etwa in der Kritik am Einmarsch der Sowjetunion in der CSSR.

Überraschend ist der breite Raum, der Themen der Kunst einberaumt ist, überraschend angesichts der Skepsis über die Wirksamkeit von Kunst, ja Kunstfeindlichkeit der sonstigen 68er Bewegung, besonders im deutschen Sprachraum. »die brücke« beschäftigt sich von ihrer ersten Nummer an mit Theatervorstellungen, Konzerten und Ausstellungen, ab der 4. Nummer wird regelmäßig 1 Seite mit Texten junger Südtiroler Autoren unter dem Titel »Neue Werkstatt« publiziert (bemerkenswert von heute aus gesehen, daß sie als erste Zeitschrift Kaser veröffentlichte).

Und auch aus der engen ethnischen Denkmöglichkeit wurde erstmals versucht, radikal auszubrechen, um, wie es etwas hochgesteckt programmatisch formuliert wurde, Vorurteile »zwischen den großen Kulturkreisen, dem germanischen und romanischen« abzubauen zu helfen, konkret aber, um die Bevölkerungsgruppen in Südtirol u.a. durch die vor 20 Jahren noch sensationell anmutende Veröffentlichung italienischer Beiträge einander ein Stück näherzubringen, um eine brücke zu schlagen.

»AM GRUNDE DER MOLDAU WANDERN DIE STEINE.«

Es gibt verschiedene Anlässe, sich gerade jetzt mit dem »Prager Frühling« auseinanderzusetzen. Zum einen ist das ein Moment der Erinnerung an ein Ereignis, an ein Geschehen, das zwanzig Jahre zurückliegt; zum anderen gibt es gegenwärtig in der Sowjetunion Entwicklungen, die viele Ähnlichkeiten mit dem Reformprogramm des Jahres '68 aufweisen. In der Tschechoslowakei selbst ist die Parteiführung ausgetauscht worden, die tschechoslowakischen Kommunisten sind durch Gorbatschows Perestrojka in Zugzwang geraten.

Der SKOLAST sprach über dieses Thema mit Zdenek Mlynář, 1968 ZK-Sekretär der KPČ.

Das Gespräch führten Gerhard Margott und Ulrich Ladurner.

Skolast: Herr Mlynar, Sie waren einer der führenden Träger des »Prager Frühlings«. Sie sind Angehöriger einer Generation mit besonderen Erfahrungen. Welches waren die prägenden Erlebnisse Ihrer Generation?

Mlynar: Die Erfahrungen meiner Generation sind dadurch spezifisch, daß uns als Grunderlebnis der Zweite Weltkrieg geprägt hat und nach dem Kriege war es für uns ein natürliches Bedürfnis die gesellschaftlichen Verhältnisse so zu ändern, daß sich so etwas wie der Faschismus, die Nazi-Okkupation nie wiederholen könnte. Das war damals in den Bedingungen der Tschechoslowakei mit einer Neigung zu einer radikalen Lösung verbunden. Diese radikale, antifaschistische Kraft haben wir in der Sowjetunion gesehen, obwohl das heute merkwürdig klingen kann, aber wir haben den Stalin als einen prinzipiellen Gegner aller Formen der Diktatur und Unterdrückung verstanden. Wir wußten kaum etwas über die realen Verhältnisse in der Sowjet-

union der Stalinzeit. Die Sowjets waren für uns die Befreier von der Nazi-Okkupation und deshalb gab es einen großen Teil der Jugendlichen meiner Generation, die zwischen 15 und 20 waren, und die — als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, der Kommunistischen Partei beigetreten sind. Mit der Überzeugung, dadurch würde eine radikale Änderung erreicht und das würde eine Garantie gegen eine Entwicklung sein, die zu Erfahrungen führen könnte, die wir eben gemacht hatten.

Wir haben zum Teil nur das parlamentarische System der sogenannten ersten tschechoslowakischen Republik der Jahre 1918 — 1938 im Gedächtnis gehabt. Wir waren damals eigentlich Kinder. Für die Entwicklung in der ČSSR ist sehr typisch, daß nach dem Zweiten Weltkrieg eine gewisse Desillusionierung über die parlamentarische Demokratie herrschte. Die parlamentarische Demokratie hatte sich im Jahre 1938 als ein ganz

schwaches System gezeigt. Sie war nicht imstande gewesen, den nationalen Staat zu verteidigen. Diese Überzeugung, es solle viele Parteien geben, und die Teilung des Volkes in verschiedenen Strömungen, wäre eigentlich eine Schwächung, war stark im tschechoslowakischen Volk verankert. Eine gewisse Rolle spielte auch, daß vor dem Kriege in dem Münchener Abkommen die westlichen Demokratien (Frankreich und England) eigentlich die Tschechoslowakei dem Hitler ausgeliefert hatten, und man außenpolitisch eher im Bündnis mit der Sowjetunion einen Schutz gegen die Wiederholung solcher Verhältnisse suchen wollte.

Ich würde auch sagen, daß die spezifischen Bedingungen der CSSR weiter dadurch charakterisiert wurden, daß in diesem Lande die Kommunistische Partei auch vor dem II. Weltkrieg eine Partei darstellte, die im Parlament vertreten, und die eine politische Kraft war, auch unter den demokratischen Verhältnissen. Kommunist zu sein, das war im Jahr 1945 im Einklang mit den nationalen Gefühlen und noch in den Wahlen von 1946 haben die Kommunisten in freien Wahlen, in Konkurrenz mit den Sozialdemokraten und zwei bürgerlichen Parteien, 40% der Stimmen erhalten. Also waren wir davon überzeugt, daß das kommunistische Programm auch mit einer parlamentarischen Demokratie vereinbar wäre. Erst die Erfahrungen der 50er Jahre haben uns gezeigt, daß das stalinistische Modell etwas anderes bedeutet. Aber es war eine sehr widersprüchliche Lage. Ich kann mich ganz gut erinnern, daß zum Beispiel für mich die Tatsache, eine große Rolle gespielt hat, daß die Anschuldigungen von Parteifunktionären die Opfer von Schauprozessen geworden sind, so formuliert waren, daß diese Leute als Träger der stalinistischen Methoden beschuldigt worden sind. Der Slansky, der Generalsekretär der Partei, der dann 1952 hingerichtet wurde, wurde als Träger der Unterdrückung der Demokratie und der Kritik innerhalb der Partei vorgesehlt. Wir haben alle gespürt, daß nach dem Jahre 1949 diese diktatorischen Methoden innerhalb der Partei und Gesellschaft an Bedeutung gewonnen haben. Wer dagegen war, hat am Anfang auch glauben können, jetzt wären die Schuldigen entlarvt worden. Erst nach dem Jahre 1956 nach der Chruschtschow-Rede, in der der Stalinismus als eine Reihe von diktatorischen, willkürlichen, gesetzeswidrigen Methoden verurteilt wurde, durch die eine persönliche Diktatur verwirklicht worden war, haben wir begriffen, daß wir in einem System mitgemacht haben, das im Grunde genommen nicht dem entsprach, was wir am Anfang mit unserer kommunistischen Überzeugung verbunden hatten. Deshalb war es auch so, und das ist für den »Prager Frühling« typisch, daß diese Generation versucht hat, zurückzukehren zu den Vorstellungen aus den Jahren 1945 — 48, wo wir uns sozialistischen Änderungen mit politischer Demokratie als eine Einheit vorgestellt haben. Vorstellungen, die man heute eurokommunistisch nennen würde. Da diese Generation entscheidende Bedeutung bei der Vorbereitung des Programms des »Prager Frühlings« hatte, kann man den »Prager Frühling« als einen Versuch — die sowjetisierte Gesellschaft —, die nach dem Sowjetmodell geänderten ökonomischen und sozialen Verhältnisse mit politischer Demokratie neu zu verbinden. Das war bei uns möglich, weil die Kommunistische Partei gewisse demokratische Traditionen aufwies, die Bevölkerung war nicht nur mißtrauisch, sondern es herrschte in gewisser Weise auch das Vertrauen, diese Partei könnte demokratisch regieren. Außerdem waren wir nie von der sowjetischen Armee besetzt worden. Das Land ist Mai 1945 von den Sowjets befreit worden und die sind dann im Dezember wieder heimgekehrt. Von 1945 bis 1968 gab es keine sowjetischen Truppen auf dem tschechoslowakischen Staatsgebiet. Das führte dazu, daß die tschechoslowakischen Kommunisten das Bewußtsein hatten, sie könnten souverän und selbständig über die Entwicklung im Lande bestimmen. Wir haben die Abhängigkeit von der Sowjetunion unterschätzt und wir haben uns nicht vorstellen können, daß das Land militärisch besetzt werden könnte.



Zdeněk Mlynář, geboren 1930, schloß sich in den ersten Nachkriegsjahren der KPČ an. 1951 — 1955 Studium der Rechtswissenschaft in Moskau, 1955/56 Mitarbeiter der Generalprokuratur und 1958 — 1963 wissenschaftlicher Sekretär des staatsrechtlichen Instituts der Akademie der Wissenschaften in Prag, 1964 — 1968 Sekretär der Rechtskommission beim ZK der KPČ, 1968 ZK-Sekretär, im November 1968 zurückgetreten, anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter des Nationalmuseums, 1970 aus der Partei ausgeschlossen. Mlynář, der zu den Initiatoren der »Charta 77« zählt, emigrierte aus der CSSR und lebt seither in Wien. Die Tragödie des »Prager Frühlings« 1968 ist eines der großen historischen Lehrstücke unseres Jahrhunderts. Was genau an politischer Belehrung in ihm steckt, entfaltet Zdeněk Mlynář, als Sekretär des Zentralkomitees der KPČ einer der Hauptakteure damals, in diesem Buch im Zuge einer exemplarischen Schilderung der eigenen Parteikarriere. Die Erfahrungen des Insiders mit der realsozialistischen Machtstruktur drängen den gläubigen Kommunisten, dessen kritisches Denk- und Wahrnehmungsvermögen sich freilich in der Apparatschikfunktion nicht vollständig aufgelöst hat, mehr und mehr in die Gegenposition zum bürokratischen Schematismus und menschenverachtenden Zynismus des herrschenden Apparats und in die Parteinahme für einen »Sozialismus mit menschlichem Anlitz«, wie er sich dann in jenen Frühjahrsmonaten 1968, von Hoffnungen in aller Welt begleitet, in der Tschechoslowakei auf entschlossene Weise praktische Geltung verschafft.

Skolast: Auffallend ist aber doch eine gewisse Zeitverschiebung, wenn man etwa an Ereignisse wie die Chruschtschowsche Rede, die Entstalinisierung in Ungarn, in Polen auslöste, und den Zeitpunkt als der »Prager Frühling« stattgefunden hat, denkt. Ohne jetzt auf die Ereignisse in Ungarn und die spezifischen Bedingungen, die dazu geführt haben, eingehen zu wollen. War das auch ein gewisser Schock für diese Generation, die bereit war, das Gesellschaftssystem zu überdenken, daß es in Ungarn zu solchen Eruptionen von Gewalt auch gegenüber den Kommunisten gekommen ist? Was waren dann die spezifischen Erfahrungen in der ČSSR, die ab dem Jahre 1963 — 64 diese schrittweise Öffnung zum Reformprogramm ermöglicht haben?

Młynar: Ich würde sagen, daß wir die Ereignisse in Polen begrüßt haben. Das war ein von Gomulka formuliertes Reformprogramm, das einen Versuch darstellte, ein anderes Modell als das sowjetische zu verwirklichen. In dem Aufstand in Ungarn haben wir doch einen konterrevolutionären Schritt gesehen. Wir haben das nicht alleine so eingeschätzt, denn auch Tito, die Chinesen und die westlichen kommunistischen Parteien waren für die sowjetische Intervention. Ich würde auch heute sagen, daß es während des ungarischen Aufstandes verschiedene Momente gegeben hat. Das war nicht nur eine demokratische Bewegung. Aber im Grunde genommen war das ein Versuch, das System zu reformieren und zu demokratisieren. Das ist mißlungen, weil die Partei zu spät reagierte und es ist dann zur Eruption der Unzufriedenheit auf der Straße gekommen. Das war für uns sicher ein Schock.

Die Entwicklung in der Tschechoslowakei können wir nur dann begreifen, wenn wir sehen, daß es zwölf Jahre von 1956 bis 1968 gedauert hat, bis der Reformversuch begonnen wurde. Denn gerade nach dem Aufstand in Ungarn sind alle Reformversuche in der Partei unterdrückt worden, die Dogmatiker haben wieder an Einfluß gewonnen. Es gab in der Tschechoslowakei auch keine so massenhafte Unzufriedenheit wie in Polen und in Ungarn. Die wirtschaftliche und politische Situation war nie so drückend. Deshalb ist es gelungen, die Eruption zu vermeiden. Die Reformströmung konnte sich zwölf Jahre lang entwickeln. Zuerst nicht mit der Unterstützung von oben, aber ungefähr ab dem Jahre 1963, als die Parteiführung Novotny auf die krisenhaften Zustände nicht mehr mit Gewalt reagierte, sondern mit vorsichtigen Reformversuchen, ist es möglich gewesen, innerhalb der Partei Reformprogramme auszuarbeiten und zu diskutieren.

Skolast: Meinen Sie nicht auch, daß das Reformprogramm des »Prager Frühling« ein Produkt von Parteintellectualen war und es insofern nicht ganz den Bedürfnissen der tschechoslowakischen Bevölkerung entsprochen hat? Das kann man vielleicht auch daran sehen, daß der Druck, der von der Bevölkerung während des »Prager Frühling« ausgegangen ist, der Partei entglitten ist. Das Programm war ein Versuch, der gesteuerten Reform von oben, diese Steuerung hatte aber offensichtlich nicht sehr großen Erfolg. Liegt das daran, daß den Bedürfnissen der Massen nicht genügend Rechnung getragen wurde?

Młynar: Ich würde sagen, daß es zur Zeit der Verwirklichung des Programmes auch eine reale Bewegung und einen Druck »von unten« gegeben hat. Und es ist sicher immer so und es kann nicht anders sein, daß eine Partei die ein Reformprogramm ausarbeitet, damit rechnen muß, daß verschiedene Vorstellungen und Interessen nicht einkalkuliert werden. Die Demokratisierung besteht doch gerade darin, daß diese Interessen die Möglichkeit bekommen, sich zu äußern und Druck von unten auszuüben. Eine Demokratisierung kann niemals eine vollständige Manipulierung sein. Es ist eine *conditio sine qua non*, daß sich politische Faktoren durchsetzen, mit denen man zuerst nicht gerechnet hatte.

Während des »Prager Frühling« waren es vor allem zwei Dinge: Zuerst die Forderung, die sozialdemokratische Partei neu zu gründen. Das hat im Aktionsprogramm der Ko-Kommunisten für die ersten 10 Jahre als nicht realisierbar angesehen worden. Das mußte auf eine sowjetische Reaktion auslösen und innenpolitisch die kommunistische Partei nichts damit anfangen, daß in sie einer zentralisierten und undemokratischen Struktur den Konkurrenzkampf mit einer Partei aufnehmen hätte müssen, die nicht durch Vergangenheit belastet war. Das wäre ein politischer Selbstmord und kein Reformversuch gewesen. Zuerst mußten die elementaren demokratischen Mechanismen funktionieren. Die Interessensvertretungen und Organisationen, die Meinungs- und Pressefreiheit usw. Dann konnte man über die Neugründung von Parteien nachdenken. Man muß sagen, daß damals neben der KP noch zwei nichtkommunistische Parteien im Rahmen der »Nationalen Front« existierten. Es war unmöglich, aus dem Rahmen der »Nationalen Front« herauszutreten, bevor sich nicht die Grundstruktur des politischen Systems geändert hätte. Aber ich bin der Meinung, daß dieser Druck »von unten« nicht so stark gewesen ist, daß er nicht die Reformen im Rahmen des Aktionsprogrammes hätte unterstützen können. Es mußte dabei zu Konflikten kommen. Man kann nicht ein totalitäres System in Richtung politischer Demokratie verändern, ohne Konflikte zu provozieren. Aber die Konflikte waren meiner Meinung nach auch auf demokratische Weise lösbar.

Der Grundfehler des »Prager Frühling« bestand in der Tatsache, daß alle vorgesehenen institutionellen Änderungen — ein neues Wahlsystem, Demokratisierung innerhalb der Partei, demokratische Entwicklung in den verschiedenen Interessensorganisationen — auf dem Papier geblieben sind. Das einzige, was verwirklicht wurde, war die Meinungs- und Pressefreiheit. Deshalb ist die Bedeutung der freien Presse unverhältnismäßig groß geworden. Unter normalen demokratischen Bedingungen ist die freie Presse eines der Elemente des politischen Systems. In der ČSSR war die Rolle der Presse zu groß, weil die anderen Elemente noch nicht entwickelt waren. Dadurch ist es zu einer Situation gekommen, in der die Partei nicht mehr in der Lage war, auf die alte Weise zu reagieren. Das neue System war noch nicht in der Lage, zu funktionieren. Dazu brauchten wir Zeit. Die Zeit ist uns von außen her nicht gegeben worden. Ich würde sagen, wenn die Militärintervention nicht stattgefunden hätte, wäre es im Herbst 1968 auf den Parteitag zu Konflikten gekommen. Vielleicht hätte die Partei selbst gewisse, zu radikale Tendenzen auf administrative Weise unterdrückt, den Demokratisierungsprozeß nicht angetastet.

Skolast: Gerade das ist der Punkt, wo Dubcek von ganz verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht wird, Versäumnisse gemacht zu haben. Es wird die These vertreten, wäre es nicht zu Militärintervention, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, gekommen, hätte die Parteiführung versuchen müssen, zurückzustecken. Es gab vor der Intervention Signale, daß der gesamte Reformprozeß auf Widerstand stoßen würde, in der Sowjetunion selbst, aber auch in den anderen Ostblockstaaten. Es hat in der Presse verschiedene antisowjetische Provokationen gegeben, es gab das sogenannte »manifest der 2000 Worte«, oder Gruppen wie den »Club 231«, den »Club engagierter Parteilozer«. Kann man da sagen, daß es die Führung versäumt hat, hier früher mit administrativen Maßnahmen einzugreifen, weil sie doch absehen konnte, daß ihr keine Zeit gelassen werden wird?

Młynar: Ich meine heute noch, daß man nicht früher mit den administrativen Methoden hätte eingreifen sollen. Sicher wurde in der Presse vieles geschrieben, was nicht den außenpolitischen Interessen entsprach. Ich bin der Meinung, daß es ein Fehler war, die Zensur total auszuschalten. Im Aktionsprogramm stand sogar, daß es keine vorläufige Zensur geben dürfe. Aber die Möglichkeit, eine Zeitung beispielsweise durch gerichtlichen Entscheid zu beschlagnahmen, sollte bleiben. Diese Möglichkeit

existiert ja auch in demokratischen Staaten. Ich will nicht nur die Journalisten schuldig sprechen, es gab Fehler von Seiten der Parteiführung. Aber der Fehler bestand nicht darin, daß es keine Maßnahmen gegeben hat zur Unterdrückung verschiedener politischer Organisationen. Die Fehler liegen eigentlich in der fehlenden Initiative am Anfang. Der Grundfehler bestand darin, daß die Parteiführung zwischen Jänner und April nicht rasch genug mit kräftiger politischer Initiative vorgegangen ist. Es dauerte zu lange bis das Aktionsprogramm veröffentlicht wurde, obwohl es schon im Februar fertig war, wurde es erst im April veröffentlicht. Man hat in gewissen Sinne die Initiative »von oben« verloren, und der Druck »von unten« hat überhand genommen. Das sind nicht Fehler, die den Sozialismus bedroht hätten. Das ist das Wichtigste. Die Fehler sind da, darüber muß man noch zwanzig Jahren danach sprechen. Aber man muß die Vorstellung ablehnen, daß durch die Reformen der Sozialismus bedroht gewesen wäre, daß es sich um konterrevolutionäre Aktionen gehandelt hätte. Der »Prager Frühling« dauerte doch nur sieben Monate und zwei Wochen und wenn wir das etwa mit der Sowjetunion von heute vergleichen, sehen wir doch, daß Gorbatschow schon drei Jahre an der Macht ist und sich erst jetzt einiges bewegt.

Skolast: Zur Person Alexander Dubceks. Er wird und wurde in den westlichen Medien sehr oft als aufrechter Demokrat, der von den »bösen Sowjetkommunisten« verraten wurde, dargestellt. In den Augen dieser Darstellung gerät Dubcek zum Märtyrer. Man muß aber doch feststellen, daß Dubcek ein Mann war, der in der KPC großgeworden ist und der ja auch ein Breschnew-Kandidat war. Sie selbst haben ihn in einer Stelle Ihres Buches »Nacht frost« in sehr verkürzter Weise dargestellt.

Mlynar: Dubcek im Rahmen dieses Interviews zu charakterisieren, ist nahezu unmöglich. An dieser Stelle des Buches habe ich Dubcek unter dem Eindruck der Ereignisse in emotionaler Weise dargestellt, aber es gibt auch andere Stellen in diesem Buch. Dubcek war ein charismatischer politischer Führer. Das Vertrauen in die Partei wurde sicher durch das Vertrauen des Volkes zu Dubcek persönlich gestärkt. Er ist einer, der Vertrauen erwecken kann, und das ist für einen Politiker eine sehr wichtige Eigenschaft, insbesondere wenn es darum geht, eine Erneuerung politisch zu führen. Unter den Bedingungen des Jahres 1968 reichte diese Eigenschaft nicht aus. Ich glaube, es gibt einige Eigenschaften Dubceks, die dazu geführt haben, daß gewisse Probleme nicht auf optimale Weise gelöst worden sind. Er war meiner Meinung nach in manchen Situationen zu unentschlossen. Eine energisichere Vorgangsweise gegenüber den konservativen, aber auch gegenüber den zu weit über das Aktionsprogramm hinausgehenden Tendenzen wäre manchmal vonnöten gewesen. Dubcek wollte die Partner und die Gegner immer überzeugen. Aber Überzeugungen schaffen, braucht Zeit und soviel Zeit hat die »Prager Reform« nicht erhalten. Ich muß also sagen, daß Dubcek, wie übrigens wir alle, in der Parteiführung, Verantwortung für das Scheitern der Reform tragen. Denn für einen Politiker sind immer die Resultate entscheidend. Ich würde nicht sagen, daß wir schuld an der Intervention sind, die Schuld trägt eindeutig die damalige Breschnew-Führung in Moskau. Aber wir müssen die Verantwortung für den Verlust der politischen Initiative übernehmen.

Skolast: Man spricht sehr gerne von einem Automatismus, der der sowjetischen Militärintervention zugrunde liegt; die Intervention sei gewissermaßen die logische Folge sowjetischer Außenpolitik, die keine eigenständige Entwicklung innerhalb des Ostblocks zu dulden vermag. Dazu muß man aber bemerken, daß die Sowjetunion auch über sehr starke politische und wirtschaftliche Druckmittel verfügt. Haben diese Druckmittel 1968 versagt, sodaß die militärische Intervention als letzte Möglichkeit geblieben ist, oder war die militärische Option nach einer Kosten-Nutzen-Relation einfach nur die »preisgünstigste«?

Mlynar: Wie das aus der sowjetischen Sicht ausgesehen hat, kann ich kaum beurteilen. Dazu müßte man Zugang zu den sowjetischen Archiven haben. Im großen und ganzen würde ich aber sagen, daß die Intervention nicht das einzige Mittel der Außenpolitik gegenüber den Warschauer-Pakt-Staaten ist. Das zeigt auch das Beispiel Polen in den Jahren 1980 — 81. Im Falle der Tschechoslowakei aber war das aus der Sicht der radikalen Gegner der Reform wahrscheinlich die einzige Möglichkeit. Die Reform hatte eine breite Unterstützung von unten bekommen und die wirtschaftliche Situation der Tschechoslowakei war nicht so, daß man das Land wirtschaftlich hätte erpressen können. Man hätte mit einem gewissen politischen und wirtschaftlichen Druck auch etwas erreichen können, aber nicht dasselbe wie mit der militärischen Intervention. Eine Niederlage des Reformkurses, den Wechsel in der Parteiführung, die sogenannten »Normalisierung«, die Rückkehr zu stalinistischen Methoden, hätte man mit anderen Mitteln nicht erreichen können. Außerdem mußte die Sowjetunion mit keinem organisatorischen militärischen Widerstand rechnen, die tschechoslowakische Führung war sich darüber einig, die Reform durchzuführen, aber nicht um den Preis des Bruches mit der Sowjetunion.

Unter diesen Bedingungen war die Intervention zweckmäßig, wenn man natürlich alle Verluste in Kauf nimmt, die dabei entstanden sind. In der Tschechoslowakei hat es niemals antussische Gefühle mit einer gewissen politischen Bedeutung gegeben, das hat sich nach der Intervention geändert. Das Vertrauen in die politische Partei, das vor der Intervention groß war, ist völlig verloren gegangen. Um diesen Preis hat die Sowjetunion die Unterdrückung der Reformpolitik erreichen können. Die anderen Druckmittel hätten dazu nicht ausgereicht.

Skolast: 1968 war im Ostblock die Zeit für Reformen alles andere als günstig. Die Tschechoslowakei war innerhalb des Ostblocks isoliert: in der Sowjetunion selbst war die Wirtschaftsreform Kossykins zurückgenommen worden, kritische und dissidente Elemente wurden zunehmend unterdrückt, es haben beispielsweise Prozesse gegen Schriftsteller wie Sinjowski und Daniel eingesetzt. Ulbricht in der DDR und Gomulka in Polen hatten an Reformexperimenten überhaupt kein Interesse. Nur Rumänien und Jugoslawien haben die Tschechoslowakei unterstützt, aber das war eher kontraproduktiv. Hat diese Einschätzung des internationalen Zusammenhangs für die Prager Reformen eine Rolle gespielt?

Mlynar: Zum Teil waren wir uns dessen bewußt, obwohl das nicht so klar zu sehen war wie heute. 1967/68 war noch nicht ganz klar, was der Sturz Chruschtschows bedeuten würde. Man hat Breschnew nicht für eine Figur gehalten, die achtzehn Jahre lang an der Macht bleiben und eine Stagnationsepoche einleiten würde. Man kann sagen, daß wir diese Umstände nicht richtig eingeschätzt haben. Auf der anderen Seite kann man in der Politik nicht alles so manipulieren, daß man nur das unternimmt, was am günstigsten ist. Die Wende in der Tschechoslowakei ist »passiert worden«. Nach der Entfernung von Novotny sind die Kräfte, die sich zwölf Jahre lang vorbereitet hatten, nicht bereit gewesen, zu schweigen und nicht in die Politik einzumischen. Die Reformentwicklung war für die Tschechoslowakei notwendig, trotz ungünstiger Bedingungen im internationalen Zusammenhang. Die politische Führung mußte das akzeptieren und versuchen, unter diesen Bedingungen die Reformpolitik zu verwirklichen. Ich habe schon von unserer Schuld in bezug auf die mangelnde politische Initiative gesprochen. Wir haben keine Verbündeten für die Reformpolitik gesucht. Im Ostblock wäre Kadar in Ungarn ein möglicher Verbündeter gewesen. Ceausescu in Rumänien ist anders zu beurteilen, denn der war nie reformorientiert, er war nur an einem gewissen Maß an Unabhängigkeit interessiert; für die Chinesen war Dubcek schlimmer als Chruschtschow, erst nach der Intervention wurde Dubcek für die Chinesen ein Held im Kampf gegen die sowjetische Hegemonie.



Was die sowjetischen Möglichkeiten betrifft, dachte ich damals, daß die Sowjetunion sicher nach dem Parteitag die Mittel hatte, etwas gegen zu radikale Reformversuche zu unternehmen. Aber das hätten wir in jedem Falle tun müssen. Ich glaube, die Mehrheit der reformorientierten Kommunisten würde das auch so sehen.

Aber wie ich schon sagte, konnten die Sowjets durch diese Mittel nicht die vollständige Unterdrückung der Reformpolitik erreichen, darum haben sie sicher diese Bedingungen ausgenutzt, um die Intervention durchzuführen.

Skolast: Für den Westen war 1969 auch ein besonderes Jahr. Die USA führten in Vietnam Krieg, in den westlichen Metropolen demonstrierten die Studenten. In Frankreich und in Italien waren die Kommunisten sehr stark. Die westliche Hemisphäre war alles andere als stabil. Haben diese Faktoren in Ihren Überlegungen eine Rolle gespielt?

Mlýnar: Das war ein Faktor, der die Reformbewegung in der Tschechoslowakei kaum stärken konnte. Umgekehrt waren die Reformen des »Prager Frühlings« für die radikalen linken Bewegungen nicht sehr interessant. Ein Beispiel dafür: 1968 ist Rudi Dutschke nach Prag gekommen und hat mit tschechischen Studenten gesprochen. Sie konnten aber kaum eine gemeinsame Sprache finden, denn das parlamentarische System war etwas, wofür die tschechischen Studenten bereit waren, zu kämpfen. In den Regeln des Parlamentarismus sahen sie einen Fortschritt für die Tschechoslowakei. Für Rudi Dutschke war die außerparlamentarische Opposition der einzige mögliche Fortschritt. Die westeuropäischen Studenten waren müde von den parla-

mentarischen Prozeduren, die gewisse Probleme in der westlichen Gesellschaft nicht mehr lösen konnten. Es gab keine gemeinsame Sprache und die Ziele waren andere.

Eine gewisse Rolle hat das aber sicher gespielt. Denn man war sich darüber einig, daß es in Westen wie auch im Osten Reformen geben müsse. In Prag war es angenehm zu sehen, daß in Westeuropa gewisse Schichten bereit waren, ein anderes Modell als das bestehende zu suchen. Paradoxiertweise fühlte das auch dazu, daß eine sowjetische Intervention in der Tschechoslowakei für die Mächte im Westen akzeptabel war. Für die französische Regierung und auch für gewisse Regierungskreise in der Bundesrepublik war es einfacher, gegen diese Revolte mit dem Hinweis auf den »Panzerkommunismus« in Prag aufzutreten, als mit einem Hinweis auf eine erfolgreiche Reform. Die Panzer haben da nicht nur im Osten, sondern auch im Westen die »Friedhofsstille« erreicht.

Skolast: Nach der Unterdrückung des »Prager Frühlings« ist es zu dem gekommen, was man die Phase der »Normalisierung« genannt hat. Es wurden große Gruppen aus der Partei ausgeschlossen. Alexander Dubcek hat vor kurzem in einem Interview mit der »Unità« die Zahl von 438.000 Menschen genannt. Es war ein Prozeß der zu grundlegenden Umwandlungen in der Partei, aber auch in der tschechoslowakischen Gesellschaft geführt hat. Manche Publizisten haben von einem »Trauma Prager Frühling« gesprochen, das die Parteiführung, aber auch die Bevölkerung bestimmt. Wie hat sich dieses »Trauma Prager Frühling« auf die Partei und die Gesellschaft ausgewirkt und wie weit wirkt das heute noch nach in Hinblick auf eine mögli-

die Übernahme des Perestroika-Modells durch die Führung Miloš Jakeš?

Mlynar: Die »Normalisierung« war eine Restauration der konservativen, sogenannten neostalinistischen Ordnung. Restauration in einem konservativen und reaktionären Sinne. Wenn es nach revolutionären Entwicklungen zu einer Restauration kommt, dann kehrt man nicht mehr zu dem Ausgangspunkt der Revolution zurück, sondern man geht weiter zurück. Das geschah auch in der Tschechoslowakei.

Die Säuberungen in der Partei führten dazu, daß in gewissen Bereichen, wie in den Sozialwissenschaften, der Kunst, der Publizistik nicht nur 30 Prozent, sondern bis zu 70 Prozent der Leute ausgeschlossen wurden. 30 Prozent der Parteimitglieder insgesamt wurden ausgeschlossen. Es waren vor allem Funktionäre und Intellektuelle in gewissen Bereichen, die mit einem Berufsverbot belegt wurden und die bis heute verfolgt werden. Da ist eine Lücke entstanden, die auch heute noch spürbar ist. Von dieser Säuberung ist nicht nur die Generation der Fünfzigjährigen getroffen worden, sondern auch die damals Zwanzigjährigen. Das bedeutet, daß sie von der offiziellen politischen Struktur hinausgedrängt wurden. Sie sind in der Dissidentenszene aktiv, aber innerhalb der Partei gibt es keine Generation, die so ähnlich denkt wie etwa die Gorbatschowsche Generation in der Sowjetunion. Das ist der große Unterschied. Denn wenn heute in der Tschechoslowakei die 40- bis 50jährigen an die Macht kommen, sind das immer noch Leute, die in den 70er Jahren bereit waren, die Restaurationspolitik mitzutragen. Das ist bis heute zu spüren. Die endgültige Lösung kann erst von einer Generation kommen, die nicht von den Säuberungen betroffen ist. Aber diese sind noch nicht in den entsprechenden Machtpositionen. Da muß man noch abwarten.

In der Bevölkerung ist das Mißtrauen gegenüber der Fähigkeit der Parteiführung, Reformen durchzuführen, stark angewachsen. Das Mißtrauen beherrscht die Szene bis heute. Ich würde sagen, daß die politische Führung, die sich zwanzig Jahre lang

mit der Unterdrückung von Reformen und sogar mit jedem Gedanken an Reformen beschäftigt hat, kann von der Mehrheit der Bevölkerung kein Vertrauen für »neues politisches Denken« erhalten. Solange nicht unbelastete Leute an die Führung kommen, kann sich so ein Prozeß wie in der Sowjetunion nicht ernsthaft abspielen. Ich will damit nicht sagen, daß sich nichts ändern kann. Es gibt immer Möglichkeiten, etwas zu ändern. Eine Atmosphäre der Erneuerung, die das Vertrauen der Menschen in die Glaubwürdigkeit und Fähigkeit der Führung herstellt, kann sich bis zu einer Änderung in der Parteiführung aber nicht einstellen. Der Jakeš ist kein tschechischer Gorbatschow. Eher kann man sagen, daß der tschechische Breschnew schon weggegangen ist, aber kein Gorbatschow gekommen ist. Der Jakeš ist eine Übergangsfigur. Auf Änderungen, die mit den sowjetischen Reformen vergleichbar wären, muß man noch warten.

Skolast: Die Perestroika in der Sowjetunion ist doch so etwas wie eine inhaltliche Rehabilitierung des »Prager Frühlings«. Glauben Sie, daß es jemals zu einer offiziellen Rehabilitierung kommen wird?

Mlynar: Eine Rehabilitierung durch eine politische Führung, die für zwanzig Jahre Unterdrückungspolitik verantwortlich ist, ist unmöglich. Das wäre der politische Selbstmord dieser Führung. Geschichtlich gesehen glaube ich, ist die Rehabilitierung schon da. Die grundsätzlichen Ideen, die Überzeugung, daß es zu Änderungen kommen muß, und die Auffassung über die Richtung dieser Änderung, haben sich im Mutterland des Systems schon durchgesetzt. Aus dieser Sicht gesehen, ist die Rehabilitierung schon da. In Zukunft wird es sicher zu einer objektiven Analyse der Geschichte des »Prager Frühlings« kommen. Davon bin ich überzeugt. Das wird nicht heuer sein. Aber ob das zwanzig oder dreiundzwanzig Jahre dauern wird, das ist kein großer Unterschied.



Ingrid Strobl aus: Europa

Carmen Unterholzer

DEUTSCHLAND. EIN WINTERMÄRCHEN

*»Ihr Toren, die Ihr im Koffer sucht!
Hier werdet Ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reist,
Die hab ich im Kopfe stecken. ...«
(H. Heine)*

Vorweihnachtliche Geschäftigkeit

In der Zeit zwischen dem 18. und 20. Dezember 1987 fand auf Veranlassung des Bundeskriminalamtes Wiesbaden eine bundesweite Fahndungs- und Durchsuchungsaktion im Rahmen der Ermittlung gegen die »Revolutionären Zellen« und gegen deren feministische Splittergruppe »Rote Zora« in der BRD statt. 33 Objekte im Ruhrgebiet, in Hamburg, Köln, Hannover, Düsseldorf, darunter die Redaktionen der »tageszeitung« (taz) in Bochum und Hamburg, das Gen-Archiv in Essen (eine autonome, feministische Dokumentationsstelle), sowie verschiedene Privatwohnungen wurden von Polizeibeamten durchforstet. 23 Personen standen auf der Fahndungsliste. Nach mehrstündiger erkennungsdienstlicher Behandlung auf Polizeiwachen wurden sie wieder entlassen. Gegen sie wird nun nach dem Terrorparagrafen 129a (»Bildung, Unterstützung und Mitgliedschaft einer terroristischen Vereinigung«) vorgegangen. Zwei Frauen sind bis heute (bei Redaktionsschluß 2.4.88) noch inhaftiert. *Ulla Penselin*, von Beruf Setzerin, befindet sich in Untersuchungshaft in Hamburg. *Ingrid Strobl*, Journalistin und Autorin wurde ebenfalls am 20. Dezember 1987 verhaftet. Sie befindet sich in U-Haft in München-Stadlheim. Beide stehen unter dem Verdacht des Vergehens nach Paragraph 129a, der Ende 1986 erweitert wurde: Bereits das »Werben« für eine terroristische Vereinigung reicht für eine Verhaftung von 1 bis 10 Jahren aus. Was unter »Werben« verstanden wird, definieren die Vertreter der Justiz.

Der gegen Strobl erhobene Verdacht schien sich zunächst in erster Linie darauf zu stützen, daß sie 1984 Redakteurin der Zeitschrift EMMA war, als dort ein Interview mit der »Roten Zora« veröffentlicht wurde (EMMA, Nr. 6, 1984). Das veröffentlichte Schriftstück war jedoch kein Interview, das zwischen Mitarbeiterinnen der Monatszeitschrift und den Mitgliedern der »Roten Zora« stattfand, sondern ein in Interviewform zuge-

sandtes Dokument. Einige Tage später kam ein neues Verdachtsmoment hinzu: Strobl soll den Wecker für den Zeitzylinder jener Bombe gekauft haben, mit der am 28.10.1986 das Büro der Lufthansa-Verwaltung in Köln-Deutz beschädigt wurde. Das Bundeskriminalamt scheint Videoaufzeichnungen von einem Weckerkauf der Journalistin zu besitzen.

Verantwortlich für den Anschlag zeichnete damals die »Rote Zora«. Das Attentat richtete sich gegen die Praxis der Lufthansa, mit Flügen nach Bangkok den Prostitutionstourismus zu unterstützen und somit die sexuelle Ausbeutung von Frauen in der »Dritte Welt« voranzutreiben. Zusätzlich verdient die Fluggesellschaft am Rücktransport von Asylbewerbern.

Ulla Penselin wird keine konkrete Tat vorgeworfen. Die Teilnahme an zwei, von der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe als »konspirativ« bezeichneten Treffen, reichten für ihre Verhaftung aus.

Die Haftgründe für beide Festnahmen sind äußerst dürftig, bei Strobl wird die Haft zusätzlich mit »Fluchtgefahr« begründet. Vergleicht man die dürftigen Verdachtsmomente mit den strengen Haftbedingungen, fällt die Diskrepanz auf: Beide Frauen sitzen in Isolierhaft, d.h. keine Kontakte zu anderen Strafgefangenen, Verbot des Besuchs gemeinsamer Veranstaltungen, Einzelhofgänge, zusätzliche Verriegelung von Türen und Fenstern, tägliche Durchsuchung der Zelle, beschränkte Bücher- und Zeitschriftenanzahl, zwei Stunden Besuch pro Monat hinter der Trennscheibe und Tag und Nacht unauffällige Beobachtung.

Eines dürfte soweit klar sein: Die Aktionen des Bundeskriminalamtes vom 18. und 20. Dezember, die Durchsuchungen, das Sicherstellen von Material, sowie die Verhaftungen, richten sich in erster Linie gegen Frauen, die sich mit ganz konkreten Themen beschäftigen — mit der Genmanipulation und den Reproduktionstechniken, mit der Asylpolitik des Staates, mit Flüchtlingsfragen und Frauenhandel — diese öffentlich machten und Kritik übten.

Das weibliche Gegenstück zu Robin Hood: die »Rote Zora«, die die Reichen bestiehlt und die Armen beschenkt

Die Anschläge der »Roten Zora« (so benannt nach einem 1941 erschienenen Kinderbuch von Kurt Held) stehen in engem Zusammenhang zu obengenannten aktuellen politischen Diskussionen. Die Mitglieder der Gruppe wenden sich gegen die Ausbeutung der Frau als Sexualobjekt und als Kinderproduzentin. Sie kämpfen aber nicht nur gegen die Frauenunterdrückung, sondern auch gegen die »Umweltzerstörer« und gegen »moderne Sklavenhändler«. Dabei operieren sie nicht aus der Illegalität, sondern verschaukeln sich hinter bürgerlichen Existenzen. Die Anschläge der »Roten Zora« richteten bisher vor allem Sachschäden an und wandten sich gegen die Bundesärztekammer, gegen Pharmakonzerne, gegen Pornoläden und gegen Einrichtungen von Frauenhändlern. Im August 1987 übernahm die »Rote Zora« die Verantwortung für neun Sprengstoffanschläge auf die Kleiderproduktionskette »Adler«. Die Begründung: »beschissene Lebens- und Arbeitsbedingungen« der rund 3.200 Adler-Arbeiterinnen in Südkorea und Sri Lanka. Diese Attentate bescherten der Organisation einen Erfolg: Die während der Streiks entlassenen Arbeiterinnen in einer südkoreanischen Niederlassung wurden wieder eingestellt und ihre Löhne erhöht.

Die Attacken gegen den Staat finden nicht nur in Form von Anschlägen statt. Im Ruhrgebiet führten die Mitglieder der »Roten Zora« den Nulltarif für den Nahverkehr ein, indem sie Nachdrucke von Fahrkarten an die Fahrgäste verteilten.

Im EMMA-Interview spricht sich die »Rote Zora« gegen die Mittel der Frauenbewegung, die Gleichberechtigung durchzusetzen, aus, da davon nur einige privilegierte Frauen profitieren und der Kampf ein individueller sei. Frauen, die innerhalb des Patriarchats Karriere machen, lehnen sie ab, da dies nur möglich sei, wenn Frauen die Interessen der Männer vertreten. Da die Frauenbewegung nicht zur grundsätzlichen Änderung der Lebenssituation geführt habe, bleibe nur noch der Kampf:

»Der legale Weg ist nicht ausreichend, denn die gewöhnlichen Unterdrückungs- und Gewaltstrukturen sind ja die Legalität: wenn Ehemänner ihre Frauen schlagen und vergewaltigen, dann ist das legal. Wenn Frauenhändler unsere Schwestern aus der 3. Welt kaufen und an deutsche Biedermänner weiterverkaufen, dann ist das legal. ... Dieser 'normalzustand' hängt damit zusammen, daß es wenig militante Gegenwehr gibt. Unterdrückung wird erst sichtbar durch Widerstand. Deswegen sabotieren, boykottieren wir, fügen Schaden zu, rächen uns für erlittene Gewalt und Erniedrigung, in dem wir die verantwortlichen angreifen.« (EMMA-Interview, S. 40)

Seit Mitte der 70er Jahre (1977 tauchte der Name »Rote Zora« erstmals in den Medien auf) verübte sie ca. 250 Anschläge. Das Bundeskriminalamt konnte bisher noch kaum Ermittlungserfolge verbuchen. »Nur« in zwei Prozessen konnte eine Verurteilung erreicht werden.

Der Verdacht liegt nahe, daß die Razzien und die Verhaftungen der Vorweilnachtszeit auch dazu dienten, die traurige Schlußbilanz des Jahres etwas zu polieren.

Annäherung an die Person Ingrid Strobl

In den Augen der Terrorfahnder und wohl auch der Presse ist Strobl bereits Terroristin. Es ist mir aber wichtig, Ingrid Strobl nicht als Terroristin, sondern als engagierte Frau zu sehen, die Ungerechtigkeiten nicht hinnimmt, sondern sich wehrt. Die gebürtige Innsbruckerin verbrachte die Pflichtschuljahre sowie die beiden ersten Jahre ihres Universitätsstudiums in Innsbruck. Hier inskribierte sie Germanistik, Psychologie und Philosophie. 1972 übersiedelte sie nach Wien, schrieb dort ihre Dissertation zum Thema »Rhetorik im Dritten Reich«, die sie, nach Studienaufenthalten in München und West-Berlin, 1977 beendete. Im

März 1978 begann sie mit der Arbeit im Wissenschaftsministerium in Wien, wo sie vor allem in der Forschung tätig war, sie arbeitete unter anderem auch am Familienbericht des Bundeskanzleramtes mit, der 1979 erschien. Seit Juli 1977 arbeitete sie bereits sporadisch für die Zeitschrift EMMA, ab dem Frühjahr 1979 gehörte sie zur Redaktion. Von nun an erschienen regelmäßig ihre Artikel über Schriftstellerinnen, über vergessene Frauen, sie schrieb über Frauen in Palästina, über Sextourismus und Frauenversklavung in der »Dritten Welt«, sie machte Interviews u.a. mit Patti Smith und Petra Kelly und sie verfaßte Rezensionen. 1982 erschien in Zusammenarbeit mit dem EMMA-Verlag das Buch »Das kleine Mädchen, das ich war. Schriftstellerinnen erzählen ihre Kindheit«, dessen Herausgeberin Strobl ist.

Ende 1986 schied sie als Redakteurin bei EMMA aus, um sich als freie Journalistin und Schriftstellerin ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung arbeitete sie an einem Buchprojekt mit dem vorläufigen Titel »Sag mir, du gehst den letzten Weg. Die Teilnahme von Frauen am bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung«. Das Buchmanuskript sollte bis Ende Februar termingerecht fertiggestellt sein. Dem wird wohl nicht so sein.



Fahndungsfoto aus: Emma

Mit dieser Aktion des Staates und dessen Handlangern werden Frauengruppen (so wie es kurz vorher den Anti-Atomkraftgruppen erging) und einzelne Frauen, die sich kritisch zu Genmanipulation äußern und sich öffentlich dagegen wehren, kriminalisiert. Politisch aktive Frauen, die sich im außerparlamentarischen Bereich engagieren, werden in Terrornähe gerückt. Legale, aber gegen sogenannte »Staats- und Wirtschaftsinteressen« arbeitende Institutionen, werden mit dem Ziel der Einschüchterung, Lähmung und Zerschlagung des Widerstandes, eines Widerstandes, der notwendig und sinnvoll ist, angegriffen.

Aus der Übereinstimmung von politischen Meinungen und Forderungen konstruieren die Terrorfahnder und deren Hintermänner eine Übereinstimmung auch mit den politischen Methoden und Vorgangsweisen. Wer politische Meinungen mit Terrorgruppen teilt, ist bereits Terrorist/in.

Letzte Meldungen

Strobls Rechtsanwältin beantragte Ende Jänner eine Haftprüfung. Dem Antrag wurde nicht stattgegeben, Strobl wurde nicht freigelassen. Eine erneute Bestätigung: die Polizei hat außer den Videoaufzeichnungen nichts gegen die Journalistin in der Hand. Eine weitere Neuigkeit, ein kleiner Hoffnungsschimmer

(?): Strobl erhält im Wintersemester 1988/89 einen einstündigen, bezahlten Lehrauftrag über Wissenschaftsjournalismus am Institut für Erziehungswissenschaften an der Innsbrucker Universität. Das Exposé zur Lehrveranstaltung ist bereits aus München-Stadlheim eingetroffen: Strobl will vor allem über das Dritte Reich und die Euthanasie lesen. Aufgrund dieser Tatsache versucht die Rechtsanwältin eine Haftverschonung zu erreichen. Wird dem nicht stattgegeben, erwartet Strobl weiterhin bis zu ihrem Prozeßtermin Isolierhaft (und das kann bis zu 16 Monate dauern).

Die Durchsetzung »ihrer« Rechte kostet Geld, eine optimale juristische Vertretung sollte gewährleistet sein. Deshalb: ein Spendenaufruf!

Auf folgende Konten kann überwiesen werden:

Konto Nr. 610.644.908 bei der Zentralsparkasse der Gemeinde
Wien (Irene Brickner) in Wien

Konto Nr. 68710.362.126 bei der Bank für Arbeit und Wirtschaft in Innsbruck (Karin Covi)

Von dieser Welt gehört uns

nicht einmal der Staub

Wenn wir tot sind, begräbt man uns

in die Erde unserer Feinde

(Christa Reinig)

AN EINE VON VIELEN STUDENTINNEN DER STREIKBEWEGUNG

wie ich DICH sehe!—/wie dein blasses Angesicht/nicht Müdigkeit/nur WortWAHL/immer und immer wieder dasselbe sagen müssen/suchen nach Worten/weil sie nicht HIN/reichen(d)/inne/hälts/und denkst/wie war das/(hab ich DAS gesehn?)/die FRAU/Komilitonin/lag einfach da/SIE hatte keine WAHL/und Polizisten dort am RING/der eigens dazu da ist, verstehst du, deshalb ja wurde er gebaut)/SIE (also) lag da und ER schlug (zu)/es dunkelt und ICH/(höre und hörend SEHE ich) indes DU sagst ORDNUNGS/HÜT-ER/mit gezogenen WAFFEN/den BEIDEN/Komilitonen/nach (!)/als wahrlich/gens d'arms/(kein Erbarmen)/DU senkst den Blick/in (Scham?/Zorn?)/ denn DU hest (auch) den ZORN der so verKLEIDET' /MANN/schaft/gespürt/auf KOPF und SCHULTER/Arm und RUMPF (nur weil wir uns Umdrehen, nur weil wir ABzogen)/ich SEHE dein Gesicht und denke an: ALMA MATER Schutz und Schirm/(denn wenn das TOR erreicht war, wenn der GEBANNTEN nur das TOR berührte)/WIR aber//hindrängen(d) MENSCHEN/KNÄUF.)/in unserem Rücken die große Freitreppen: NOCH fiel kein SCHUSS der traf mitten in'n WIENER KREIS/(vor Jahr und Tag)/und so im Zeitraffer SEHE ich GRÜNDONNERSTAG 1919/: ZWEI Szenen am Rande von ZWEI Kriegen und was dazwischen lag: KLASSEN/KAMPF (auch wenn SIE leugnen)/DU aber junge FRAU mit ebenmäßigen Zügen (erinnerst MICH)/an PIER PAOLOs VERSE:/Die KPI an die Jugend!/(PIER PAOLO hält es mit den Polizisten, weil SIE Söhne von armen Leuten sind)/doch sogleich HIN/weist ER auf (ZITAT:) »schlechte Verse«/welche ALLEIN nicht HIN/reichen/denn Bedeutung schafft Nebenbedeutung/Schicht um Schicht(Verzerrung (sagt ER)/das im Juni 1968/knapp zwanzig Jahre später/am WIENER RING/prügeln die Söhne armer Leute/die TÖCHTER und Söhne armer Leute (das ist gleiches Recht)/(bis ins dritte Glied): ich sage: einige der so Verprügelten sind es bereits in dritter Generation: deshalb junge FRAU/laß mir dem BLICK den MUT NICHT SINKEN/nichts ist ewig/nichts bleibt wie es ist —

MARIE-THERESE KERSHBAUFMEIER

Giorgio Mezzalana

DIALOGO SEMI-SERIO TRA UN APPRENDISTA TERAPEUTA E UN PAZIENTE IN CRISI D'IDENTITÀ

Personaggi:

L'apprendista terapeuta: ha il volto rassicurante del padre comprensivo, porta in sé i segni di molte sofferenze, molte delle quali superate con grande tenacia e forza di volontà, convinto che la sua opera sia diventata una crociata da combattere con spirito fermo e, insieme, slancio missionario.

Il suo è un paternalismo salomonico di chi ha fatto di «verità» giustizia. È solito dire come Mosè: «Queste sono le tavole delle leggi, se non le rispetterete la terra promessa dove scorre latte e miele vi sarà negata.»

Il paziente: è un trentenne disincantato in crisi; la sottile invidia che prova verso coloro che senza molti problemi hanno risolto il loro dilemma esistenziale: italiano o tedesco?, è fonte di perenne conflitto interiore.

Il vero problema è che non ha ancora capito cosa vuol dire «italiano» e cosa vuol dire «tedesco». Gli hanno detto che c'è chi parla «italiano» e c'è chi parla «tedesco»; lui, in verità, preferisce «parlare» e, probabilmente, visto quello che gli hanno riferito, crede che i Ladini siano muti.

Castel Firmiano. È una giornata limpida. Più in là, la valle, la città, i frutteti ...

paziente: Sono venuto per capire e per capirmi.

terapeuta: Guarda! Nella nostra comunità c'è posto per tutti. Non è vero che abbiamo delle preferenze per qualcuno; certo, come in una grande famiglia c'è sempre un figlio che ha bisogno di maggiori cure, ma noi non ci dimentichiamo degli altri e io, come padre, spesso parlo con loro. Vedi, una volta i nostri nonni non avrebbero mai tollerato in famiglia dei figli adottivi, ma i tempi sono cambiati e nella nostra grande comunità e per il suo bene, io sono responsabile anche della loro educazione. Il mio motto è «Parliamoci».

paziente: Vede dott. ..., grande benefaite ..., signor padre ...; come la posso chiamare?

terapeuta: Chiamami semplicemente Silvius.

paziente: Vede, Silvius, il problema che mi angoscia ha delle radici profonde, che vorrei cercare di capire. Anche perché ormai la mia nevrosi mi conduce ad azioni inconsulte; pensi che ho strappato tutte le pagine dei miei libri di grammatica dove si spiegano i pronomi personali.

Mi risulta sempre più difficile comprendere chi sono, quando mi sento dire: «... noi siamo il Noi, ma anche voi siete il Noi e in virtù di questo Noi anche voi potete avvicinarvi a noi; voi rimanendo voi e noi rimanendo noi, riusciremo a diventare il Noi.» Lei capisce che a questo punto uno si possa anche sentire un po' spaesato. Se sono venuto qui, è per farmi spiegare cosa vuol dire.

terapeuta: Sai i miei padri ci tenevano moltissimo alla famiglia e non avrebbero mai permesso l'intrusione di un figlio non naturale. Io, invece, di fronte alla necessità di una forzata adozione, ho capito che per il bene della stessa nostra famiglia, era più giusto dichiararsi tolleranti, visto che avremmo dovuto, comunque, adottare dei nuovi figli. Il problema era di riuscire a diventare un buon padre anche per loro, senza dispiacere ai nonni. Ho deciso, così, di lavorare un po' in «autonomia», facendo capire che, se era giusto avere per i figli naturali un po' di riguardo, la crescita della famiglia avrebbe in ogni caso reso dei benefici a tutti. Era inutile rifiutarli, si trattava di renderli partecipi all'azienda famiglia; farli diventare, anche loro, in qualche modo «noialtri». È a questo punto che il mio lavoro in «autonomia» è diventato terapeutico.

paziente: Veramente non riesco a capire.

terapeuta: Ti spiego. Bisognava dotare la famiglia di un nuovo codice di compartimento, statuire dei ruoli: io il padre; l'«autonomia» della nostra famiglia — il «noialtri» è per il bene di «noialtri» tutti dovevano essere coinvolti. È bastato considerare i nuovi figli non come dei diversi, ma come qualcuno che «noni è ancora uno di noi», ma che lo può diventare. Pensare, cioè alla tolleranza come progetto di educazione: in fin dei conti si può essere tolleranti anche se si opera avendo come finalità l'eliminazione della diversità. Si trattava di capire che la tolleranza poteva essere intesa non come presenza e sopravvivenza della diversità, ma come progetto che, in vista di un bene superiore come il benessere della famiglia, prevedesse la trasformazione del diverso. Farli, cioè, comprendere attraverso un'opera di istruzione ed educazione, che l'abbraccio della famiglia si sarebbe compiuto solo quando si sarebbe completato questo processo. D'altra parte come buoni cristiani abbiamo il dovere tolleranti ... a patto che gli altri si convertano. Se poi il bene della comunità non si riesce a raggiungere, la colpa non è dell'istituzione famiglia, ma di quei figli che non rispettando le sue norme, dimostrano di non essersi ancora trasformati.

Vedi, molto spesso chi ci osserva da fuori ci accusa di essere intolleranti, ma questo non è vero. La nostra è un'intolleranza terapeutica. È quella che permette di convincere l'altro che deve sottoporsi a una cura per il proprio bene. Ed il raggiungimento di questo bene è l'unità di misura della colpa.

Chi in qualche modo frena il pieno compimento del benessere della famiglia deve sentirsi per questo colpevole. E una cosa molto interessante è che si nota, da parte di alcuni, una sensibile presa di coscienza della propria colpa, il che equivale, in pratica, a confessare un proprio difetto e renderlo a se stessi insopportabile. Questo non fa che dare il via ad una collaborazione «coscientizzata» per la creazione di nuove istituzioni «terapeutiche».

paziente: Il mio problema è che non mi sento colpevole e non riesco a trasformarmi ... in che cosa poi? E che cosa dovrei espiare? La colpa di non sapere qual'è il mio peccato?

Qui tutto è diventato così complicato: io, l'altro, «tu come noi ma non del tutto», «voi come noi», «se voi faceste, noi allora ...». Ciò che invece è chiaro, è che bisogna assolutamente essere riconoscibili; guai a non farsi riconoscere, si corre il rischio di essere considerati levatrici di aberrazioni, novelli dr. Jekyll.

C'è un costante bombardamento sulle coscienze degli individui; li si colpevolizza in continuazione perché sono quello che non si deve o perché non sono quello che si deve. Ma chi stabilisce che cosa bisogna essere? Perché o l'uno o l'altro e non l'uno e l'altro? Perché né l'uno né l'altro ma dell'«altro»?

Mi viene in mente una storiella di Irving Lee, che ho letto poco tempo fa, approposito delle etichette con cui usiamo definire alcune persone. Lo scrittore racconta: «Conobbi un uomo che aveva perduto l'uso di entrambi gli occhi. Egli veniva definito «cieco». Avrebbe potuto anche chiamarsi buon dattilografo, lavoratore coscienzioso, buono studente, attento ascoltatore, disoccupato. Ma egli non poté ottenere un'occupazione nell'ufficio di un grande magazzino tra gli impiegati che trascrivono a

macchina le ordinazioni telefoniche. L'impiegato addetto alle assunzioni aveva fretta di terminare il colloquio. 'Ma voi siete cieco', prese a dire, il che stava tacitamente a significare che l'impossibilità di svolgere un lavoro comportava l'impossibilità di svolgere qualsiasi lavoro. Così l'etichettatura vincolò l'impiegato a tal punto da non permettergli di vedere al di là di essa».

Non Le sembra, caro Silvius, che a volte le etichette acquistino un potere di preminenza ed evocazione tale da distrarci dalla realtà concreta?

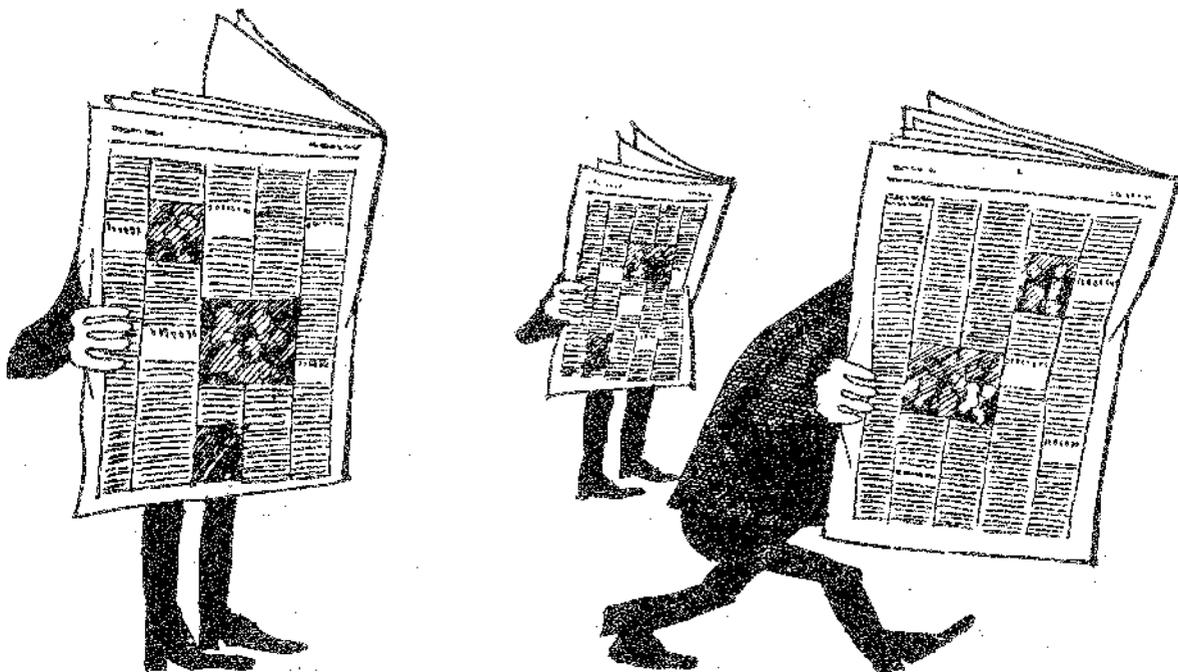
terapeuta: No, io questo non lo credo. E ripeto che distinguersi significa anzitutto stimarsi e conoscersi meglio. Noi non diamo etichette, noi chiamiamo le cose con il loro nome, e solo facendo così avremo rispetto l'uno dell'altro.

paziente: Lei riesce a chiamare «rispetto» ciò che alcune persone vivono come «diffidenza l'uno dell'altro». Ha mai provato a chiedersi quanta differenza c'è se io dico a qualcuno: «Sai, ieri ho incontrato Karl, Peter e Silvius» invece di dirgli: «Sai, ieri ho incontrato Carlo, Pietro e Silvio» invece di dirgli: «Sai, ieri ho incontrato degli italiani»? (i ladini pare non si incontrino mai.) Forse sono io che mi pongo troppe domande. Pensi, caro Silvius, che oltre ai pronomi personali, mi sembra di aver sviluppato una forma di rifiuto al «ma». Capisco sempre meno anche chi, dichiarandosi tollerante, dice: «Ho incontrato degli italiani (o dei tedeschi — a piacere —) ma mi sono trovato bene».

terapeuta: Non avere paura che prima o poi guarirai, la mia terapia è piuttosto lunga ma visti i risultati, efficace.

paziente: È che alla mia malattia un po' infantile dell'«le differenze» mi ci sono affezionato. Perché guarire?

Quando ho salutato Silvius, l'ho lasciato mentre telefonava. Con chi, non lo so. So solo che continuava a ripetere: «Noi non possiamo ... Noi non permetteremo ... Noi vogliamo ...»



KUNST SOLL EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM LEBEN, DER WELT SEIN

Fragen an Eduard Habicher von Gabriel Gruner und Günther Parschalk

Skolast: Eduard, könntest Du uns erzählen, wie Du zur Kunst gekommen bist?

Habicher: Mein Weg zur Kunst ist nicht der übliche gewesen, also zuerst Kunstschule und dann anschließend Akademie, sondern ich habe das Lyzeum in Schlanders besucht, obwohl ich schon sehr früh, schon in der Mittelschule gewußt habe, daß mich das »Figuren-Formen« interessiert, und ich das weitermachen möchte. Ich habe mich sozusagen zum »sicheren Weg« überreden lassen und habe das Lyzeum absolviert, bevor ich an die Akademie ging.

Skolast: War dieser Ausbildungsweg im nachhinein betrachtet, für Dich ein Vor- oder Nachteil?

Habicher: Ich würde eher sagen ein Vorteil, weil ich durch das Lyzeum ein Basiswissen, eine breite Allgemeinbildung erworben habe.

Skolast: Hättest Du durch die Kunstschule nicht leichter einen Zugang zum künstlerischen Schaffen finden können?

Habicher: Bei einem Besuch der Kunstschule besteht die Gefahr, daß du Kunst als rein formale, ästhetische Sache siehst, und du andere Aspekte, die hinter dem Formalen stehen, vernachlässigst, während du sonst vielleicht leichter erkennst, daß echte Kunst immer eine Auseinandersetzung mit jenen Ideen darstellt, die zur Zeit diskutiert werden und aktuell sind. Das also nicht das Vordergründige, Formale, das eigentlich Wichtige ist, sondern die Idee, die hinter dieser Form steckt, und die dann diese Form provoziert.

Skolast: Welche Bedeutung hat die Kunst in Deinem Leben?

Habicher: Ich versuche keine Trennung zwischen Kunst und Leben zu machen. Kunst soll nicht nur eine handwerkliche Ausführung sein, sondern eine Auseinandersetzung mit dem Leben und der Welt, die für mich dauernd stattfindet.

Skolast: Und welche gesellschaftliche Bedeutung mißt Du ihr bei?

Habicher: Ich glaube nicht, daß der Künstler heute ein Missionar oder Prediger sein soll, der mit seinem Werk den Leuten den Weg weisen will, sondern der Künstler soll auf ehrliche und persönliche Weise seine Aussage machen, und wenn etwas an

der Aussage wahr ist, wird er auf indirekte Weise etwas auslösen und Ideen in Bewegung setzen.

Skolast: Es gibt Künstler, die behaupten, daß die Kunst eine direkte politische Aussagen beithalten — sie direkt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse wirken soll, die mit ihrer Kunst die Menschen wachrufen wollen. So ein Künstler bist Du nicht, trotzdem kann man von Dir nicht sagen, daß Du Deine Kunst weltabgewandt im Elfenbeinturm produziert.

Habicher: Man kann nicht erwarten, daß sich die Welt verändert, wenn nicht wir uns verändern, uns ein Bewußtsein schaffen. Ich finde, daß zuerst bei mir eine Veränderung stattfinden muß und dann erst außen.

Skolast: Woher nimmst Du die Inspiration zu Deiner Arbeit?

Habicher: Nicht so sehr von Künstlerkollegen aus Gegenwart und Vergangenheit, mehr aus einer Auseinandersetzung mit philosophischen Gedanken und Ideen, die sich auf der Grenzlinie zwischen Wissenschaft und »Poesie« bewegen, denn wenn die Wissenschaft in Grenzgebiete vorstößt, werden die Hypothesen fast zu »poetischen« Behauptungen.

Skolast: Mit welchen Namen sind diese Ideen verbunden?

Habicher: Mit dem Philosophen Albert Einstein, oder auch mit Piñof Capra, der als Physiker sich mit orientalischen Philosophien auseinandersetzt, aber nicht auf mystifizierende Weise, und der nicht in transzendente Regionen aufsteigt, wo alles wahr und nicht wahr sein kann, sondern der die Parallelen aufzeigt, zwischen dem orientalischen Denken und der modernen Physik. Dieses dynamische Weltbild ist auch, was mich direkt beeindruckt, weil der Raum nicht mehr nach dem cartesischen Koordinatensystem gesehen wird, sondern als etwas, was in dynamischer Bewegung, in Ausdehnung sich befindet.

Skolast: Eduard, Du lebst ja nicht in einer Kulturmetropole wie Frankfurt, New York oder Paris, sondern sozusagen am Rand, in der Provinz. Welchen Einfluß hat das auf Dein Schaffen?

Habicher: Wenn Kunst eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit sein soll, muß man auch die Möglichkeit haben, sich mit der Wirklichkeit zu beschäftigen und darf sich nicht von einem goldenen Käfig einsperren lassen. Insofern betrachte ich

Mein, wo ich lebe, an meine Werkstatt, wo ich mit Befähigung
nicht arbeiten kann.

Skopal: Aber ist es nicht weit schwieriger, wenn man in Südrol
lebt, den Anschluss an die internationale Kunstszene, den
Kunstmärkte zu finden?

Habibovic: Das hängt von deinem Charakter ab. Sicher sind au-
ßer künstlerische Beziehungen und Kontakte nützlich und wich-
tig, aber wenn du diese Leute nicht kennen willst, ist es un-
schwieriger, als du in Mailand, München oder Mexiko stich. Kein
Kommerzial kommt solche Beziehungen und Kontakte diesen
Erfolge beschleunigen, aber ich bin überzeugt davon, daß sich ei-
ne Arbeit durchsetzen, wenn sie gut ist, wenn auch etwas später.
Skopal: Wie denkst du die südliche Kunstszene, insbeson-
dere die Dich und gibt es einen Austausch von Ideen?

Habibovic: Mich interessieren die verschiedensten Ausdrucks-
weisen. Hauptache, daß ich sie als Kunst empfinde, genauso wie
es mir erlaubt, von ein Künstler zu sein, aus südlich, Italien oder
Deutschland kommt, sein Werk interessant mich oder interes-
sieren mich nicht.

Skopal: Aber gibt es für Dich überhaupt eine südliche
Kunstszene, die diesen Namen verdient?

Habibovic: In jeder territorialen Realität gibt es erfolgreiche
Künstler, die automatisch Engländer anzusehen. Diese Situation
siehe ich auch in Südrol.

Skopal: Du bist also kein Künstler, der seine Inspiration primär
aus der lokalen Realität gewinnt?

Habibovic: Nein. Die südlichen gehen manchmal in der Extrar-
ter wie in der überlieferten Kunst zu Nabelschau. Wir dürfen
nicht vergessen, daß Südrol die Klänge hat und ist nicht die der
Nabel der Welt. Es muß ja keine Identität mehr, freigesetzt sein
sicheren, wenn du dich auch mit anderen Situationen beschäf-
tigst. Aber auch in Südrol gibt es Strömungen, die sehr lebhaft
sind und sich in Bewegung befinden.

Skopal: In Südrol finden die Kulturen aufeinander, die deut-
sche, italienische und japanische. Für Dich diese Konstellation
in irgendeiner Weise besinnlich?

Habibovic: Ich glaube, daß wir in Südrol an einer idealen Stelle
waren, an einem Knotenpunkt von mehreren Kulturen, und wir
sollten das als Bereicherung begreifen und nicht versuchen, uns
voneinander abzukapseln und abzuschirmen, sondern aktiv aufzu-
nehmen und aufeinanderzusetzen.

Skopal: Um konkreter zu fragen: Welche Einflüsse aus dem
nördlichen Kulturkreis haben Dein künstlerisches Schaffen ge-
prägt, und welche aus dem südlichen?

Habibovic: Findet man an der deutschen Kunst oft eine Verinner-
lichung, so findet man in der italienischen Kunst oft eine Ten-
denz zur Harmonie in der Form. Jede Tendenz kann sich gewin-
nen, könnte zur Einselbarkeit führen. Wir hätten die Chance
beide als Angebot zu sehen und aus beiden Angeboten das zu
gewinnen, was für unseren künstlerischen Ausdruck von Nut-
zen ist.

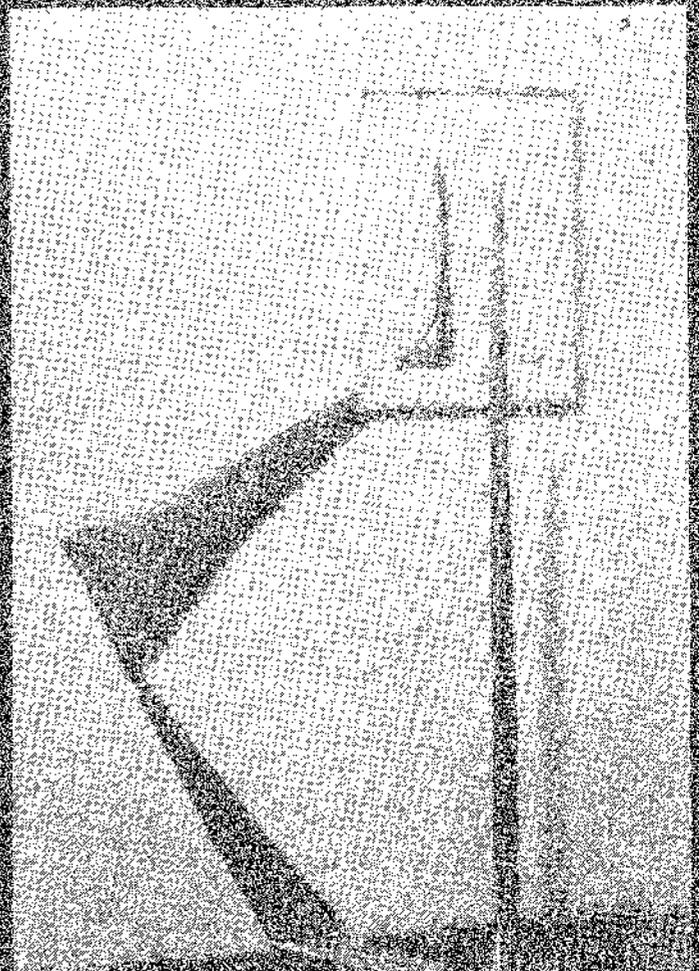
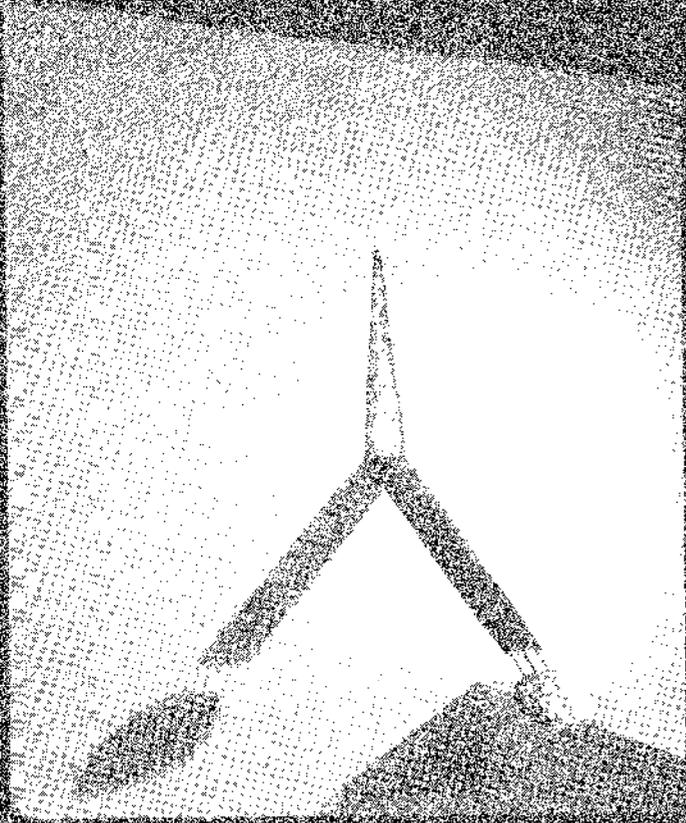


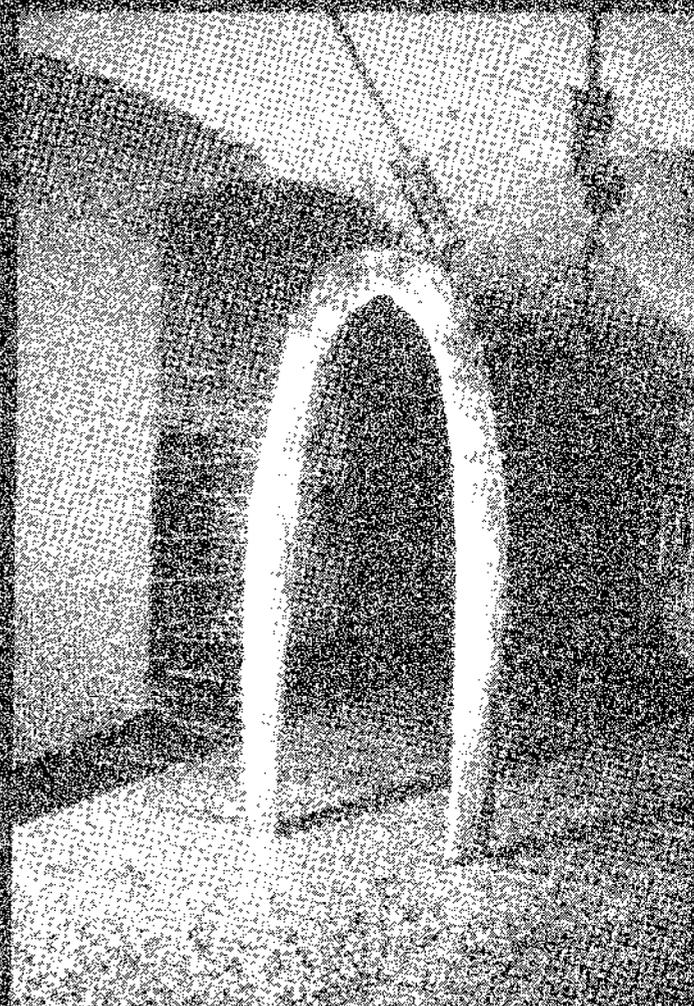
REISE IN DIE TIEFE

ZUM WERK EDUARD HABICHERS

Moderne Kunst erschließt sich dem Betrachter nicht über den flüchtigen Genuß. Sie verlangt eine Auseinandersetzung, ein tieferes Beschäftigen. Wer einen Zugang zum Werk des Vinsenger Künstlers Eduard Habicher finden will, muß sich dieser Anstrengung stellen. Habicher entspricht nicht dem traditionellen Ästhetikbegriff. Seine Skulpturen und Plastiken entziehen sich allein durch die Verwendung der Materialien einer normativen Schönheitsdefinition (verbranntes Holz, Steinmunde, Eisenblech, Abfallmarmor).

Durch die Bearbeitung unter den Händen des Künstlers aber erfahren diese Materialien eine Verwandlung. So verformt Eduard Habicher die Industrieprodukte Eisenblech und Stahlblech, bis sie dem aufmerksamen, doch nicht notwendig fachkundigen Betrachter, eine ihnen eigene Faszination offenbaren. Er verbindet in seinen Werken immer mehrere Materialien. Gegensätze ziehen ihn an, wie seine »Rauminstallation« »OLTRE 1« (1983) — ein zu einem Torbogen geformtes Eisenblech aus dem Weidenruten ragen — beweist. Habicher kombiniert den natürlichen Rohstoff Holz (Weidenruten) mit einem technischen Produkt (Eisenblech) — Gefundenes und Gestaltetes —. Der Charakter der Materialien eröffnet wiederum Polaritäten: die Wärme und Weichheit des Holzes steht der Kälte und Härte des Eisenblechs gegenüber. Dadurch provoziert und verwirrt Habicher den Betrachter im ersten Moment, zwingt ihn dann, festgefahrene Denkmuster in Frage zu stellen und zu überschreiten. Der Titel des erwähnten Werkes verweist darauf: »OLTRE« — Darüberhinaus. In seiner künstlerischen Konzeption erinnert er an einen Gedanken William S. Burroughs, der meinte, es gebe zwischen dem Bekannten und Unbekannten Türen. Das Werk Habichers ist so eine Tür. Es fordert den Betrachter auf, die Schwelle zum Neuen, Unbekannten zu überschreiten. Sichtbar in der Form des Torbogens, aber auch an anderen Objekten: (»Passaggio« — Durchgang, »Estensione« — Erweiterung). Der Künstler präsentiert sich als Aufklärer, er betreibt Aufklärung nicht in der historischen Bedeutung des Begriffes, sondern so wie sie Hartmut von Hentig versteht: als »Befreiung von Denkstrahlen«.





Bei der ersten Begegnung beeindruckten die Objekte durch ihre Einfachheit. Die vorabdefinierten räumlichen Möglichkeiten erweckten diesen Eindruck. Ewald Habacher stammt aus dem Oberinntal, einem bereits relativ dünn besiedelten Gebiet, wo die Menschen der Natur nur mühsam das zum Leben notwendige abgemessen rauben. In seiner Kunst ist dieser Kampf mit der Lebensumwelt spürbar. Durch die Verwendung schwer zu bearbeitender Materialien (Eisen, Stein) und vor allem aber im räumlichen Umgang mit diesen. Sie verleihen den Objekten eine Prägnanz, deren jede falsche Dimensionalität angeht. Eine archaische Würde, beide Skulpturen und Objekte scheinen noch unter einem anderen Aspekt eine Verwandtschaft mit dem Oberinntal aufzuweisen. Die lang und od wirkende Landschaft überwiegt bei einem genaueren Betrachten durch ihre Wildheit. In Ewald Habachers Werke bei einer intensiven Beschäftigung immer neue Dimensionen und Perspektiven eröffnen. So haben manche Künstler in seinen Werken kritische Vorbilder — besonders in denen die freie Natur gezeichnet ist. In der Natur — andere wieder erotische Elemente gezeichnet. Objekte sind die Objekte Raumdimensionen. Sie lassen sich nicht an jeden beliebigen Ort setzen, sondern werden vom Kontext in Auseinandersetzung mit einer Realität — dem Raum — gedacht und geformt. Nur dort erhalten die Objekte ihre volle Wirkung, ähnlich vielen Werken Joseph Beuys. Bei den Raumdimensionen Habachers spielt die Wirkung von Licht und Schatten eine wichtige Rolle. Je formal die Oberfläche seiner Materialien so, dass das Licht in verschiedene Richtungen reflektiert wird und er ihnen die Objekte derseits das Licht und Schatten einen neuen Raum entstehen lassen. Habacher beschränkt sich in seiner Arbeit nicht auf die Schaffung von Plastiken und Skulpturen, die Grafik nimmt in seinem Werk einen gleichberechtigten Platz ein. Seine Zeichnungen gibt er durch die Verbindung mit verschiedenen Materialien (vor allem Eisen und Stein) einen dreidimensionalen Charakter. Ein zentrales Element seiner Werke denken auf eine Möglichkeit der Beschäftigung mit dem Werk des Oberinntaler Künstlers Ewald Habacher kann in einer Faszination mit der Natur zu einem Darüberhinaus (Offen) zu einer Reise in die Tiefen werden.

Kathrin Gruber-Günther Pörschke



STUDIERENDE MÜTTER (VÄTER) KOMMEN NICHT VOR

Die Arbeitsgruppe studierenden und studieren wollender Frauen mit und ohne Kind — einige von uns leben in Bozen, andere in Innsbruck — beschäftigen sich seit einiger Zeit mit den Bedingungen studierender Mütter. Es geht um ein Problem, das erst sichtbar gemacht werden muß, denn die Orte, an denen sich studierende Frauen und Männer mit ihren Kindern bewegen können, sind wenige. Auch die Universitäten stellen so, wie sie heute organisiert sind, einen denkbar ungünstigen Platz dar. Es geht um ein Problem, das erst besprechbar gemacht werden muß, denn die Orte, an denen sich Frauen mit ihren Kindern und ihren spezifischen Möglichkeiten politisch beheimatet und vertreten fühlen können, sind wenige. Das gilt mit Ausnahmen auch für die Frauenbewegung.

Die Artikelreihe im Skolast will dieses Thema öffentlich machen, will Anstöße zu Diskussion und Weiterarbeit liefern, auch in Hinblick auf eine Reformulierung der Stipendienkriterien, in denen die Realität studierender Mütter und auch Väter einen entsprechenden Niederschlag finden soll.

Arbeitsgruppe studierender Frauen mit und ohne Kind

DIE UNI ALS (UN-)PLATZ FÜR FRAUEN ... MIT KINDERN

Vorbemerkung

Mit einigen Vorbehalten haben wir (drei Studentinnen, 25 bis 28 Jahre alt, zwei davon kinderlos, eine Mutter von zwei Kindern) uns zusammengesetzt, um über Frauen an der Uni zu schreiben, wobei wir unsere besondere Aufmerksamkeit auf studierende Mütter richten wollten.

Das gemeinsame Schreiben war nicht einfach. Der Zwang zur Legitimation der eigenen Entscheidung für oder gegen Kinder, bei der wir uns immer wieder selbst ertappten, verhinderte manchmal das Verständnis/die Verständigung zwischen uns. So reproduzierten wir in unseren Diskussionen für diesen Artikel zeitweise die Spaltung in Mütter und Nicht-Mütter, die wir theoretisch schon als Schwächung der Frauen/Frauenbewegung entlarvt hatten.

Gleichzeitig war das gemeinsame Reden und Schreiben ein Lernprozeß, indem es uns zumindest ansatzweise gelang, unsere eigenen Entscheidungen und Wahrnehmungen zu relativieren und Zusammenhänge zwischen unseren Erfahrungen herzustellen.

Die Suche nach Gemeinsamkeiten

Der Schlüssel für die Unterdrückung der Frau liegt in der Bedeutung, die die weibliche Gebärfähigkeit für die Reproduktion der Menschheit hat. Die Fähigkeit der Frauen, Kindern zu gebären, wurde historisch immer für die verschiedenen Ausformungen des Patriarchats nutzbar gemacht, d.h. Mutterschaft konnte immer wieder benutzt werden, Frauen dahin zu bekommen, wohin man(n) sie haben wollte (typische »Frauenberufe«, Familie).

Dieser Bestimmung bzw. Unterdrückung kann sich keine Frau entziehen, auch wenn sie nicht Mutter ist oder wird. Die potentielle Fähigkeit zur Mutterschaft bestimmt die gesellschaftliche Stellung der Frau in allen Bereichen. Indem man ihr aufgrund ihrer »natürlichen Bestimmung« bestimmte Kompetenzen und Fähigkeiten zuschreibt, gelingt es gleichzeitig, sie als ungeeignet für andere Arbeiten zu erklären.

So hat auch die Diskriminierung und Ausgrenzung der Frauen im Wissenschaftsbetrieb eine lange Tradition. In Frankreich, der Schweiz, Schweden, England und Italien wurden erst in den 60er und 70er Jahren des 19. Jhdts. Frauen zum Universitätsstudium zugelassen. In Österreich durften Frauen erstmals um die Jahrhundertwende an den Universitäten studieren und in Preußen gelang Frauen erst 1908 der Einbruch in die Männerdomäne »Wissenschaft«.

Heute sind zwar bereits die Hälfte der Studierenden Frauen, doch hat das nichts daran geändert, daß die Universität nach wie vor ein besonders sperriger Arbeitsplatz für Frauen ist.

Frauen sind an den Universitäten noch immer auf eigenartige Weise »unsichtbar«. Obwohl ca. 50% der Studierenden Frauen sind, existieren sie nicht im universitären Sprachgebrauch. Aus Zeugnisformularen gibt es einen Leiter und einen Hörer, im Vorlesungsverzeichnis gibt es ebenfalls nur Prüfer, Studenten, Hörer ...

Auf den oberen Sprossen der universitären Karriereleiter fehlen Frauen real. Der Anteil der Professorinnen beträgt nicht einmal 5%; Wissenschaftlerinnen an den Unis sind noch immer exotische Einzelfälle.

Durch die männliche Tradition von Wissenschaft und Universität, in deren Folge den Frauen jahrhundertlang der Zugang zu diesen »heiligen Stätten« verwehrt blieb, hatten Frauen keinen Anteil an der Entwicklung der universitären Organisation und ihrer Instrumentarien. So wurden und werden in der universitären Wissenschaftspraxis scheinbar geschlechtsneutrale Inhalte und Fragen zu »allgemein menschlichen« verobjektiviert, in denen Frauen aber permanent ausgeklammert und zum Verschwinden gebracht werden.

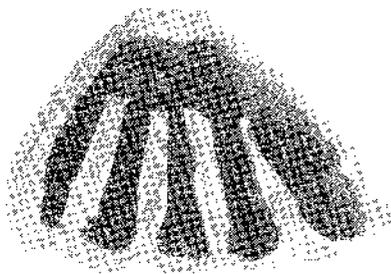
Diese Bedingungen führen dazu, daß für Frauen das Studium in der Regel wesentlich konfliktreicher abläuft als für Männer. Bei Frauen gibt es eine höhere Suizidrate, pessimistischere Einschätzungen der eigenen Fähigkeiten sowie der Zukunftsperspektiven, mehr Studienabbrüche ...

Die scharfe Diskrepanz zwischen dem Anteil studierenden Frauen und dem Anteil der an den Universitäten lehrenden und forschenden Frauen weist u.a. auch darauf hin, daß Berufe mit steigendem gesellschaftlichen Ansehen für Frauen noch immer schwer zugänglich sind. Diese Diskrepanz liegt wohl nicht an der Unfähigkeit der Frauen zum wissenschaftlichen Arbeiten, ihre Ursachen liegen vielmehr in den patriarchalischen, vom Konkurrenzkampf geprägten Strukturen des Wissenschaftsbetriebes, die auf den Ausschluß der Frauen hinwirken und über das gegenseitige Reputationssystem aufrechterhalten wird. In diesem Reputationssystem spielen Frauen keine aktive Rolle, sie befinden sich selten im Zentrum der Macht- und Informationsnetze, nie bilden Frauen die Mehrheit in Kommissionen, die über Berufungen und Stellenvergaben entscheiden. Die Förderungen, die Kommunikations- und Kontaktnetze, die Macht der Stellenvergabe, sowie die materielle Forschungsförderung liegen in männlicher Hand. Es handelt sich dabei weniger um eine bewußte Nichtförderung von Frauen, als um das lückenlose Funktionieren eines Systems, in dem Frauen nicht vorgesehen sind.

Dieses Gefühl des Nicht-Vorhanden-Seins haben wir aber auch als Studentinnen häufig, obwohl wir zahlenmäßig nicht zu übersehen sind. Die Lerninhalte sind vorwiegend männlich bestimmt, werden von Männern vermittelt; weibliche Erfahrungsdimensionen bleiben weitgehend ausgeklammert.

Auf der Universität wird selbstbestimmtes Lernen auf vielfache Weise behindert:

- durch die architektonische Struktur, die tendenziell Kommunikation und Austausch behindert, Frontalunterricht begünstigt und auf Individualisierung und Isolierung abzielt.
- durch die traditionelle Form der wissenschaftlichen Theorievermittlung, in der der Praxisbezug häufig abhanden kommt.
- durch die praktizierten hierarchischen Kommunikationsformen, sowohl zwischen Lehrenden und Studierenden, als auch unter Lehrenden und unter Studierenden, und dabei



ganz besonders zwischen Männern und Frauen (vgl. Tromel-Ploetz, Gewalt durch Sprache).

Diese Bedingungen sind generell studentInnenfeindlich. Sie betreffen Frauen aber in einer ganz besonderen Weise, als auf der Uni die in der weiblichen Sozialisation erworbenen Kompetenzen und Wertvorstellungen zu Hindernissen werden. Frau tut sich in diesen Strukturen doppelt schwer.

Eine Potenzierung dieser Schwierigkeiten ergibt sich natürlich für Studentinnen mit Kindern. Sie erleben ihr Nicht-vorgeschrieben-sein ganz massiv, da an den meisten Unis die notwendigen Infrastrukturen für Studentinnen mit Kindern (Krabbelstuben, Aufenthaltsräume etc.) ganz fehlen oder zumindest unzureichend sind.

Besonders betroffen sind studierende Mütter natürlich auch von den aktuellen Studienverschärfungen (rigorose Studien- und Stundenpläne, Leistungsdruck, Stipendienkürzungen ...), die ihre Doppelbelastung entscheidend verschärfen und Frauen mit Kindern tendenziell von einem Hochschuistudium abhalten.

Das Auffinden von Spaltungen

Die Zeiten, wo Frauen als Nicht-Mütter nicht als Frauen akzeptiert wurden, sind (wenn auch noch nicht lange) vorbei. Angesichts der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen ließ sich auch die Polarität: Beruf bzw. Studium oder Familie als Entwurf für Frauenleben in ihrer alten Form nicht mehr aufrechterhalten. Die Kinderfrage präsentiert sich heute eher als individuelle Herausforderung an die einzelne Frau und ihr Organisationstalent, mit dem sie Beruf/Studium und Kind/er verbinden will/soll.

Die Kinderfrage ist für Frauen um nichts leichter geworden, denn die gesellschaftlichen Bedingungen und Einstellungen in Bezug auf das Aufziehen von Kindern haben sich kaum geändert. Kinder werden nach wie vor privat und nahezu ausschließlich von Frauen aufgezogen.

Der permanente weibliche Konflikt zwischen Beruf/Studium und Kindern setzt sich fort als Spaltung innerhalb der Frauen. Die Logik der Trennung der Frauen in Hausfrauen und Lohnarbeiterinnen entspricht der in Mütter und Nicht-Mütter.

Die Entscheidungsfrage Karriere oder Kinder ist ein, die sich Frauen keineswegs selbst zurechtgelegt haben. In dem Maß, in dem Frauen sich verstärkt in Erwerbsarbeit einbanden und eingebunden wurden, hieß es auch, sich männlichen Qualifikationsmaßstäben unterzuordnen. Wenn Frauen Wissenschaft betreiben »dürfen«, so unter Bedingungen, die Männer bestimmen. Dies führt dazu, daß Frauen, die sich für eine Karriere an der Universität entscheiden, nicht wie ihre männlichen Kollegen über ihre Berufs- und Lebensperspektive gleichzeitig entscheiden, sondern die Entscheidung der Frau für Karriere oder Kinder korrespondiert immer mit einem zumindest teilweisen Verzicht auf den jeweils anderen Aufgabenbereich.

Daß dieser propagierte Entscheidungszwang vor allem im Interesse des kapitalistischen Patriarchats liegt, zeigt sich auch daran, daß in Zeiten der ökonomischen Krise die Propagierung der Mutterrolle durchaus wirkungsvoll imstande ist, Frauen aus der Erwerbsarbeit zurückzudrängen oder sie zumindest von qualifizierten Berufen fernzuhalten.

Die Ursache für die — gegen die Interessen der Frauen gerichtete — Spaltung in Mütter und Nicht-Mütter liegt in der gesellschaftlichen Wertung bzw. Abwertung der generell unterschiedlichen Lebensrealitäten und den damit verbundenen Kompetenz- und Aufgabenbereichen. Das sind einerseits die abschließliche unbezahlte Zuständigkeit für den innerfamiliären häuslichen Bereich und die Sorge um die nächste Generation, und andererseits der Rahmen der gesellschaftlichen Produktions-sphäre (die Erwerbsarbeit), in dem sich kinderlose Frauen aufgrund der fehlenden unmittelbaren Verantwortung für Kinder eher der notwendigen Auseinandersetzung um Gleichberechtigung stellen können.

Die gesellschaftliche Unmöglichkeit, Kinder und Beruf/Studium ohne allzugroße Widersprüche und Abstriche zu verbinden, erleben Frauen meist als persönliches Unvermögen, beides in einer Person zu vereinen. Die Kinderfeindlichkeit unserer Existenzbedingungen und das tägliche Erleben der Frauen, daß Kinder und Beruf sich als permanente Überforderung äußern muß, begünstigt eine Spaltung der Frauen und die Projektion von Feindbildern auf die jeweils anderen. Da wird — überspitzt formuliert — der ganze vermeintliche Stolz der kinderlosen »Karrierefrau« gegen das »Heimchen am Herd« ausgespielt, das mit ihren Kindern zu Hause sitzt und vom Geld des Mannes lebt.

Diese Trennung ist genauso künstlich — da wir doch alle Hausfrauen sind, nebenbei, potentiell, per Zuschreibung und im definierten Arbeitsvermögen — wie sie für das bestehende System funktional ist.

Das Festmachen von Unterschieden

Auch wenn wir die Spaltung der Frauen in Mütter und Nicht-Mütter ablehnen, heißt das nicht, daß wir die unterschiedlichen Lebensrealitäten von Frauen mit und ohne Kindern verleugnen würden. Vielmehr glauben wir, daß erst die gegenseitige Akzeptanz der Unterschiede gemeinsames Handeln möglich macht. Die Frage, ob Kinder, wann und wie, ist eine Frage, mit der sich Frauen unweigerlich auseinandersetzen müssen. Die Antworten darauf sind so verschieden, wie es die Frauen sind.

Die Frage, ob z.B. das Studium eine günstige Zeit für Kinder ist, ist müßig. Es gibt wahrscheinlich genauso viele Gründe dagegen, wie solche, die dafür sprechen. Tatsache ist, daß es nicht wenige Studentinnen gibt, die Kinder haben.

Die Unterschiede zwischen dem Leben von Frauen mit oder ohne Kinder zeigen sich vor allem in der konkreten Betrachtung des Tagesablaufs. Dieser beginnt für Frauen mit Kindern mit dem frühen Aufstehen am Morgen und endet mit dem »Todemüde ins Bett fallen« am Abend. Dazwischen gilt es die Versorgung der Kinder zu regeln, den Uni-Stundenplan mit den Bedürfnissen der Kinder zu koordinieren, kurz: dauernd mit qualitativ unterschiedlichen Ansprüchen (Uni, Kinder) an die eigene Person konfrontiert zu sein. Die Lebenssituation differenziert sich ein weiteres Mal für Mütter, je nachdem, ob sie ein oder mehrerer Kinder haben, ob die Kinder klein oder bereits größer sind. Die Situation der jeweiligen Frau hängt aber auch von anderen Lebensumständen ab: ob sie allein mit ihren Kindern lebt, oder mit einem Partner, ob sie in einer Wohn- bzw. Lebensgemeinschaft lebt, wer sich eventuell noch für die Kinder zuständig fühlt, ob sie materiell gut oder weniger gut abgesichert ist, oder, ob die Existenzgrundlage erst durch ihre Erwerbstätigkeit gesichert werden muß. Aus der konkreten Betrachtung der unterschiedlichen Lebensbedingungen wird auch erst die tatsächliche Doppelbelastung, oft auch Dreifachbelastung von Frauen mit Kindern ersichtlich (Kinder, Haushalt, Studium und eventuell Erwerbstätigkeit). So ist es auch offensichtlich, daß frau diesen Belastungen, die alle mit bestimmten Anforderungen verbunden sind, keineswegs gerecht werden kann. Ist es für Mütter bereits eine Überforderung die gesellschaftlich zugewiesene Verantwortung für die Reproduktion der nächsten Generation (und all dies, was damit verbunden ist: Haushalt, emotionale Zuneigung, Engagement für eine kindergerechte Welt, widersprüchliche Mithilfe bei der notwendigen gesellschaftlichen Anpassung, z.B. schulische Leistungskontrolle) zu übernehmen, so ist es ihnen als Mütter auch nicht möglich, den Anforderungen eines Unibetriebes im Rahmen der normierten Leistungskriterien zu entsprechen.

Im Gegensatz dazu ist es Frauen ohne Kinder eher möglich, sich den Unistrukturen anzupassen. Dieses problemlosere Sich-zurechtfinden ist ambivalent; es kann sich als Kraft äußern, an der Uni für Interessensräume zu kämpfen, sich für andere

Lerninhalte und -formen einzusetzen oder aber andererseits eine kritiklose Anpassung an die Unistrukturen begünstigen.

Für Frauen mit Kindern ist die Frauen- und Kinderfeindlichkeit der Universität tagtäglich unmittelbar erlebbar, kaum zu ignorieren. Gleichzeitig ist politisches Engagement an der Uni für Mütter mit großen Schwierigkeiten verbunden, als zusätzlicher Zeitaufwand, wo zudem auch die Kinder versorgt werden müssen.

Die Unterschiede in der täglichen Lebensrealität von Müttern und Nicht-Müttern haben auch spezifische Bedürfnisse an der Uni zur Folge und bedingen auch unsere Wahrnehmungen von dieser Institution. Das heißt, studierende Mütter müssen in der Lage sein, ihre Interessen selbst zu artikulieren und zu vertreten; ihre Interessen können nicht von kinderlosen Polit-Frauen stellvertretend mitvertreten werden. Das Plädoyer gegen eine Stellvertreterpolitik bedeutet nicht, daß sich Mütter und Nicht-Mütter an der Uni getrennt für ihre Interessen einsetzen sollen. Es geht vielmehr um eine gemeinsame Strategie, weil Mütter- und Frauenfragen nicht getrennt voneinander diskutiert werden können, weil es gemeinsame Interessen gibt.

Perspektiven einer gemeinsamen Handlungsfähigkeit

Wenn Frauen (mit Kindern) heute verstärkt ihre Bedürfnisse auch in der Institution Universität einklagen, wird von Männerseite vielfach mit dem Topos der Gerechtigkeit geantwortet: Frauen, die freiwillig an der Uni sind, sollen sich gefälligst den selben Bedingungen aussetzen wie ihre männlichen Kollegen.

Auch wir verlangen nicht, daß Frauen oder besonders solche mit Kindern »geschont« werden sollen. Vielmehr geht es um eine Veränderung der Institution, damit Frauen (mit Kindern) darin angemessen Platz finden.

Das heißt einmal, daß für Studentinnen mit Kindern angemessene Infrastrukturen geschaffen werden müssen:

- Stipendienkriterien, in denen die Realität von studierenden Müttern sichtbar und berücksichtigt wird
- Studienpläne, die nicht die totale Verschulung der Uni begünstigen, sondern an den Bedürfnissen und Interessen der StudentInnen orientiert sind
- Studentinnenwohnheime, in denen es möglich ist, gemeinsam mit Kindern zu wohnen
- Krabbelstuben, Kinderbetreuung und studentinnengerechte und kindergerechte Aufenthaltsräume an der Uni
- Entwicklung neuer Lernformen, die nicht so ausgesprochen kinder- und studentInnenfeindlich sind, wie die derzeitigen (die Erfahrung der Frauensommeruniversitäten hat gezeigt, daß so etwas möglich ist)
- die Realität von Frauen mit und ohne Kinder muß als Forschungsgegenstand an der Uni relevant sein und in konkretem Bezug zu den Erfahrungen der Frauen stehen. Das bedeutet z.B. eine Neudefinition des aktuellen Arbeitsbegriffes, wenn Hausarbeit und Kindererziehung endlich als gesellschaftlich notwendige Arbeiten anerkannt würden.

Solidarität mit studierenden Müttern ist nicht so sehr eine »ideologische« Frage, sondern eine pragmatische mit dem Ziel, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Rollenzuschreibung bei der Versorgung und Beaufsichtigung von Kindern entgegenzuwirken. In der Praxis kann die Spaltung der Frauen in Mütter und Nicht-Mütter überwunden werden, indem auch kinderlose Frauen und natürlich auch Männer einen Teil der Versorgung und Aufsicht übernehmen, da dadurch Müttern erst die Präsenz ermöglicht wird und somit erst die Voraussetzung geschaffen wird für eine Selbstartikulation gemeinsamer Interessen.

Studierende Mütter an der Universität stellen ohne Zweifel eine subversive Kraft dar. Wenn ihre Existenz an der Uni zur vorgeesehenen wird, dann haben nicht nur sie etwas gewonnen.



*frau, du studierst?
genügen nicht töpfe dir
und windeln
und ein lächeln
zwischen durch?*

*frau, du denkst
und weißt in deinen möglichkeiten
und siehst nicht
den alltagskram,
die »pflicht« sich häufen*

*frau, so sieh' ihn doch!
den platz, den weichen,
ach so wohligen, vertrauten
bei kindern und mann im trauten heim*

und sei nicht länger unbequem!

FRAU, DU STUDIERST?

Mein Ausgangspunkt zu Beginn des Studiums war das Schorn-Mutter-Sein. Seit der Geburt meiner Kinder immer zuständig für den häuslichen, also inner-familiären Bereich — was später auch hieß, schulische Verpflichtungen, Engagement bei Aktivitäten, die für Kinder geboten wurden, Eltern-Weiterbildung usw., wo sich also Innen- und Außenwelt überschneiden — war mein persönliches Sein geprägt durch das Aufgehen in der Erfüllung der Bedürfnisse anderer, der Kinder, des Mannes, eben eines jeden, der mich brauchte. Mir schien es das »Natürlichste«, entsprach es doch am ehesten dem, worauf ich als Mädchen sozialisiert worden war, die eigene Identität ausschließlich über den Mann zu beziehen, nur Teil eines anderen, des Mannes zu sein, mich von der Illusion betäuben zu lassen, das eheliche Glück werde mich bis zum Tod beschützen, stärken und aufrechterhalten.

Viel anderes als die Anpassung an den Mann, als die Unterordnung unter die familiären Bedürfnisse und Notwendigkeiten konnte ich nicht, war mir schon wegen Ermangelung geeigneter Vorbilder nicht geläufig. Die Wertigkeit über den Mann zu beziehen, war ein — damals unbewußter — Ausdruck meines Gefühls der persönlichen Unzulänglichkeit, des Nichts-Seins ohne den Mann. Daß meine Integrität immer angekratzt, meine eigene Identität immer fragwürdiger wurde, ich mich immer mehr als Schatten neben der durch den Mann repräsentierten Größe erlebte, erfuhr ich durch körperliche Krankheitssymptome, begleitet von Depressionen.

Als ich schließlich kapitulierte, vor dem Ende meiner Ehe stand, empfand ich es, als sei eine Lawine losgetreten worden, die mich zu überschütten drohte. Die Schuldgefühle gegenüber den Kindern — weil sie schuldlos in etwas hineingeraten waren — versuchte ich damit zu reduzieren, daß ich möglichst viel und intensiv auf sie einging. Wenigstens in der Mutter-Rolle wollte ich nicht versagen, wenn ich schon den Ansprüchen an die »Ehe-Frauen-Rolle« nicht genügt hatte. Deshalb verzichtete ich vorerst auf Berufstätigkeit.

Existenzielle Ängste, die durch das Ohne-Mann-Sein, durch das Auf-sich-allein-gestellt-Sein ausgelöst wurden, schüttelten mich in dieser Zeit enorm. Daß diese zwangsläufig in den Prozeß der Loslösung von einer tiefen Abhängigkeit eingebunden sind, begriff ich erst langsam. Auf den Beinen gehalten hat mich letztlich — neben den Kindern, die mich brauchten — meine Entscheidung, die Matura nachzuholen und damit eine neue Lebensperspektive zu entwickeln. Doch nach der Matura tauchten neue Unsicherheiten auf, da nun mehrere Alternativen offenstanden. Mein Wunsch, mich pädagogisch zu betätigen, war wegen mangelnder Lehrer/innenstellen momentan unrealisierbar, andererseits erschreckte mich die Monotonie einer möglichen Bürotätigkeit, aber auch die durch eine Vollzeitbeschäftigung entstehende Mehrfachbelastung, welche sich wiederum negativ für die Kinder ausgewirkt hätte.

So entschloß ich mich schließlich zum Studium der Pädagogik in Innsbruck, womit ich auch einen größeren psychischen Kon-

tükt einleitete. Bisher gewohnt, die Bedürfnisse meiner Kinder laufend durch meine dauernde Präsenz wahrzunehmen, nebenbei irgendwelche Jobs anzunehmen (welche nicht mein Studium beschnitten, trotzdem aber unsere Lebensgrundlage sicherten) und mich auf die, von den Kindern noch teilweise tolerierte Matura vorzubereiten, kam nun meine zeitweilige Abwesenheit dazu.

Das Studium betrachtete ich, trotz des immensen Einsatzes, den es durch die Mehrfachbelastung erforderte, als eine Art »Luxus«. Dies allein durch die Tatsache, daß ich nun einem ganz persönlichen Wunsch und Bedürfnis nachging, was schon Schuldgefühle in mir erzeugte.

Eine Berufstätigkeit wäre ja noch toleriert worden, natürlich nur solange der häusliche, familiäre Bereich nicht beschnitten wäre, Frau den emotionalen Bedürfnissen der Familie, also der Haus-, Erziehungs- und Beziehungsarbeit voll gerecht wird. Träte allerdings irgendeine Störung, sei es psychischer oder physischer Art bei den Kindern auf, so würden sofort wieder Rückschlüsse auf die Berufstätigkeit der Mutter gezogen; bei alleinerziehenden Müttern ist da der Begriff »zerrittete Familienverhältnisse« sehr schnell zur Hand, der stigmatisierend auf Beiröfung wirkt, die Funktion der Schuldzuschreibung erfüllt, wie auch die Außenwelt aus ihrer Verantwortung entläßt.

Dazu kommt, daß Frau — deren Lebensperspektive meistens bereits von Kind an das Mutter-Sein impliziert — ihre Überforderung als gegeben betrachtet, sich selbst als unzulänglich definiert und damit nicht gesellschaftliche, politische und ökonomische Zusammenhänge in Frage stellt, aus denen heraus ihre Mutter-Rolle definiert wurde und wird. Ihre persönliche Entfaltung ist dabei nicht vorgesehen — diese sollte rollenkonzorm sein — und kann erst durch Bewußtwerdung unterdrückender Strukturen, wie auch intrapsychischer Mechanismen eingeleitet werden.

Beispielsweise die Angst vor dem Neuen, dem Ungewissen, das über sie hereinbrechen würde, wenn sie sich aus der Sicherheit und Geborgenheit gebenden häuslichen Sphäre in Außenräume wagt, welche oft viel größer als der Ekel vor der Resignation ist. Da bieten sich familiäre Pflichten und Verantwortlichkeiten zwischen Frau und dem, was sie sein könnte, als Mittel zur Verdrängung optimal an. Deren Erfüllung bringt zudem gesellschaftliche Akzeptanz.

Die Schuld für die eigene Passivität jedoch nur der Gesellschaft zuzuschreiben, ist auch müßig. Frau wählt immer auch selbst — und sei es unbewußt — zwischen den beiden Möglichkeiten: Resignation oder aktives Handeln.

Sich dem Bogen der Sicherheit, die eine klar umschriebene Frauenrolle bietet, zu entziehen, der Entsagung eigener Bedürfnisse zu entsagen, die Selbstbescheidung und Selbstbescheidung schrittweise wahrzunehmen und abzubauen, zu fragen: »Wo will ich selbst hin, was interessiert mich?« war und ist noch immer neben den Ansprüchen der Außenwelt ein schwieriger Prozeß für mich, aber auch — wie mir scheint — für Frauen schlechthin.

Das Gebundensein an eine Rolle gibt Sicherheit, Geborgenheit, das Sich-Hinausbewegen in neue Außenräume schafft vehement Unsicherheiten; Widersprüche, die zwar vorher in einem Unbehagen spürbar waren, treten nun offen zutage. Fragen sind brennend: Welches Recht habe ich als alleinerziehende Mutter, mich plötzlich auf einen »Selbstverwirklichungstrip« zu begeben, indem ich beispielsweise ein Studium beginne? Läßt sich der Widerstand der Kinder als Antwort auf meine Verweigerung des dauernden Ja-Sagens zu ihren Bedürfnissen begreifen? Dieser Widerstand, den ich in meiner Wahrnehmung immer wieder als Ablehnung, Abqualifizierung meiner selbst interpretiere, mich deshalb auch manchmal einen Schritt zurück gehen läßt. Ihre Angriffe: »Was bist du für eine Mutter? Du bist ja auch keine Hausfrau? Unter welchem Beruf scheinst du in deiner Identitätskarte auf? Hausfrau? Es sollte stehen, Außerhausfrau? Was bist du überhaupt?« treffen mich, bringen

mich immer wieder ins Schlendern. Ja, was, wer bin ich? Mein Rollenkonflikt wird zu einem Identitätskonflikt.

Gerade weil ich diese Angriffe oft mit den internalisierten Normen für Mutter-Sein überschneiden, ich auch keine definitiven Antworten verfügbar habe, die Kinder sich zudem an fixen Rollenvorstellungen des Mutter-Seins orientieren, nicht aber an Realitäten. Wie weit sind ihre Wünsche gerechtfertigt — wie weit meine? Wie läßt sich immer wieder ein Einklang finden zwischen beiden? Das »weibliche Element« soll ja generell privat und gesellschaftlich den letzten Hort an Menschlichkeit und emotionaler Wärme in eisiger Umwelt bilden und Folgeschäden auffangen bzw. reparieren, die im Gesellschaftsleben angerichtet werden.

Nun jongliere ich in einem energieaufreibenden Prozeß zwischen Innenwelt/familiärer Bereich und Außenwelt/sporadische Arbeitseinsätze und Studium. Als Energiespender fungiert das Studium, dessen Inhalte mein So-Sein ansprechen, fördern, ebenso wie sie auch meine Lebensperspektiven hin zu kreativer, sinnvoller Arbeit erweitern. Aber auch die Wahrnehmung, daß meine Kinder sich trotz meiner Autonomiebestrebungen gut entwickeln, bestärkt mich darin.

Doch immer noch versuche ich erst rundherum allem — Besonders den Kindern mit ihren emotionalen, aber auch materiellen Ansprüchen — gerecht zu werden, meinen häuslichen Pflichten nachzukommen, bevor ich mich, zumindest mit einer gewissen Gelassenheit, an meine Arbeit wage. Denn ihre Attacken treffen mich noch immer. Das sicher deshalb, weil ich selbst keine schlüssigen Antworten, keine fixe Zielvorstellung, auch die innere Sicherheit noch nicht habe.

Freiwillige Selbstbeschränkung ist die gesellschaftliche Erwartung an die Frau. Will Frau diese reduzieren, setzt das eine Reflexion internalisierter Rollenerwartungen und Normen voraus, die Bewußtwerdung der eigenen Teilhabe daran durch ihre permanente Disposition und der damit gegebenen Tradierung gesellschaftlicher, politischer wie auch sozialer Bedingungen für Frauen.

Ich habe mich aus Sicherheiten herausbegeben, mich dem Nur-Mutter-Sein entzogen und befinde mich auf dem Weg, der für mich faszinierende, meine immense Neugier befriedigende Perspektiven, die wie Verastelungen einander kreuzen, aufweist. Dabei bleibt die Beziehung und aktive Auseinandersetzung zu meiner nahen und weiteren Umwelt der wichtigste Ausgangspunkt wie auch Kreuzungspunkt persönlicher Arbeit und Entwicklung.

Abschließend noch kurz, wie es mir bei dieser Darstellung ergangen ist: Mehrmalige Schreibläufe drückten meine innere Verweigerung aus, mein — wie auch allgemein das — Problem »Studierende Mütter« zu thematisieren, damit nach außen zu gehen. Schwierigkeiten hatte ich beim Abstrahieren der Situation, die ich nicht öffentlich problematisieren, der Kritik aussetzen wollte, weil sie noch zu emotional und mit Schuldgefühlen besetzt ist. Das sprachliche Jonglieren zwischen subjektiven und allgemeinen Aussagen über Frauen deckte ich auf als Ausdruck meiner Unsicherheit wie auch als Angst vor vielleicht oberflächlicher, aber immer noch treffender Kritik an meinen Widersprüchen und Zweifeln.

Wenn ich mich trotzdem durchgerungen habe, so deshalb, weil mir immer wieder Frauen begegnen, die vor Widerständen allzusehnell kapitulieren und sich dabei zurücknehmen, diese als Ablehnung ihrer Person, nicht aber als Reaktion auf die von ihnen verweigerte Rollenerfüllung wahrnehmen und interpretieren. Aber auch, weil wir einander bei der Verwirklichung fraulicher Interessen und Entwicklungsmöglichkeiten Mut machen können. Schweigen ist auch Rückzug, sich in Außenräume begeben immer auch Konfrontation mit neuen Möglichkeiten und damit auch Lebendig-Sein und -Bleiben.

Auch wenn das manchmal eher einem Stolpern als einer Vorwärtsbewegung gleicht und zwischendurch ein Rückschritt entmutigend wirkt.

EINE REALITÄT SICHTBAR MACHEN ZUR NEUFORMULIERUNG DER STIPENDIENKRITERIEN

Verstand sich die gesamte Sozialpädagogik — die Stipendienpolitik verstehen wir als einen Teil davon — als eine ex-post-Beseitigung vertikaler Ungleichheitsverhältnisse, so ist dies auch so lange zu rechtfertigen, als die hauptsächlichsten Verteilungs- und Legitimationskonflikte von der vertikalen Struktur der »Arbeitsgesellschaft« ausgingen. Erst in letzter Zeit wurden die »neuen Ungleichheitsverhältnisse« (Anm. 1), darunter auch die geschlechtsspezifische als gesellschaftliches Problem bewußt und wirksam. Die Südtiroler Hochschülerschaft ging und geht auch heute noch zu Recht, bei Stipendienfragen vor allem von dieser vertikalen Ungleichheitsvorstellung aus. Sie bemüht sich deshalb um gerechtere Stipendien für Arbeiter- und Arbeiterinnenkinder oder für Studierende aus kleinbäuerlichen Familien. Die Stipendien wurden und werden als ein Beitrag verstanden, dem — Recht auf Bildung für alle — näherzukommen und Studienbe- und -verhinderungen zu verringern. »Neue« wie »alte« Ungleichheitsverhältnisse sind niemals durch materielle Unterstützungen allein zu beheben.

Dies gilt auch für die Ungleichheitsverhältnisse, die das Bildungssystem, so wie es heute organisiert ist, für Frauen bereithält. Aus unterschiedlichsten Gründen sind die Zugänge zu den Universitäten, vor allem zu den aufstiegsorientierten Studienrichtungen (Technik, Wirtschaft, Neue Informationstechniken) ungleich auf die Geschlechter aufgeteilt, noch gravierender aber wirken sich die Studienbedingungen selbst für Frauen aus. Nicht einmal jede zweite Frau, die an die Uni kommt, kann ihr Studium auch abschließen (Anm. 2).

Nicht nur das Bildungswesen, sondern auch die geschlechtliche Arbeitsteilung hält für Frauen mehr Studienbehinderungen bereit als für Männer. Eine davon ist die Zuständigkeit für die KINDERERZIEHUNG. Es gibt zahlreiche Frauen, die Kinder haben und studieren oder studieren möchten, viele von ihnen sind gezwungen, ihr Studium aufzugeben, oder beginnen es erst gar nicht. Das Stipendienwesen der Südtiroler Landesregierung sieht dafür aber weder, was finanzielle Unterstützung, noch, was die Bezugsdauer oder den Leistungsnachweis anbelangt, eine entsprechende Regelung vor.

Da die Landesregierung die Ehe von Studierenden als eigenständigen Familienstatus ansieht und somit eine Abkoppelung von der elterlichen Fürsorgepflicht annimmt, weist sie studierenden Eheleuten, die selbst kein Einkommen haben, das Höchststipendium zu. *Wir fordern auch für alleinerziehende Mütter und*

Väter dieselbe Handhabung. Denn es ist nicht einleuchtend, wieso einerseits für verheiratete Studierende auch ohne Kinder, Sonderregelungen vorgesehen sind, während für Studierende mit Kind/ern, wenn sie alleinerziehend sind, solche Bestimmungen fehlen.

Zu den Mehrkosten durch ein Kind, deren Deckung nicht in den Aufgabenbereich der Schul- und Hochschulfürsorge fällt, kommen aber auch Behinderungen im Studium selbst. Die Versorgung eines Kindes bringt sowohl für die alleinerziehende Frau, wie für den alleinerziehenden Mann, eine Verzögerung des Studiums mit sich. *Deshalb fordern wir für die/den Erziehungsberechtigte/n eine Verlängerung der Stipendienbezugsdauer um mindestens 2 Jahre.*

Damit eine solche Forderung sinnvoll ist, benötigt sie eine Kopplung mit einer Reduzierung des Leistungsnachweises. *Wir fordern also für die ersten 3 Lebensjahre des Kindes eine Reduzierung des Leistungsnachweises in Prüfungen bzw. in Semesterwochenstunden um mindestens die Hälfte.* Die Zäsur mit dem dritten Lebensjahr des Kindes scheint deshalb sinnvoll, weil ab da zumindest ein Teil der Erziehungsarbeit von öffentlichen Einrichtungen übernommen werden kann.

Krabbelstuben gibt es nur an den wenigsten Unis.

Die beiden letzten Punkte müssen selbstredend auch für einen der beiden Elternteile eines Studentenehepaares Geltung haben. Wir finden es bezeichnend, daß die Realität von studierenden Frauen bzw. Männern mit Kindern bisher keinen entsprechenden Niederschlag in den Stipendienausschreibungen gefunden hat. Die von uns geforderte Reform der Stipendienkriterien kann zwar nicht die strukturelle Benachteiligung von Studierenden — vor allem Frauen — mit Kindern — aufheben, aber sie stellt eine erste grundlegende Voraussetzung dar.

Anm. 1

Darunter versteht man vor allem geschlechtsspezifische Ungleichheiten, regionale Disparitäten, Benachteiligung von Minderheiten und sozialen Randgruppen, Ungleichverteilung der sozialen Lasten und der sozialen Fürsorge, die periphere Lage der sog. Gastarbeiter usw. Diese Ungleichverhältnisse sind keineswegs neue Phänomene, sondern sie sind allgemeiner bewußt geworden und es finden soziale Kämpfe zu ihrer Aufhebung statt.

Anm. 2

56% der studierenden Männer und 44% studierender Frauen beenden an Österreichischen Unis ihr Studium (Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Hochschulbericht 1987, Wien 1987).



Wolfgang Obwexer

BEHINDERUNG UND INTEGRATION

Laut Duden heißt integrieren »zusammenschließen in ein übergeordnetes Ganzes«. Dieses übergeordnete Ganze ist Zielpunkt aktueller integrativer Versuche bei Behinderten. Integriert (zusammengeschlossen) werden sollen die randständige Gruppe der Menschen mit einem körperlichen oder geistigen Gebrechen und die »normale« Gesellschaft. Es ist nun zu untersuchen, inwieweit heute diese zwei Blöcke (Behinderte und »Normale«) desintegriert bestehen und ob es Wechselwirkungen zwischen beiden gibt.

Behindert sein heißt, auf Hilfe anderer in besonderem Maße angewiesen zu sein. Es stimmt, daß wir alle Hilfe brauchen, irgendwann einmal, beim Studium, am Arbeitsplatz, bei persönlichen Problemen. Behinderte sind aber permanent auf Hilfe angewiesen und ihre Hilfsbedürftigkeit ist durchwegs öffentlich, d.h., daß auch mit dem behinderten Menschen nicht bekannte Personen seine Bedingungen mit freiem Auge erkennen können. Behinderte sind darauf angewiesen, daß ihnen die Gesellschaft, in der sie leben, die notwendigen Hilfsmittel zur Verfü-

gung stellt, damit sie ungehindert soziale Kontakte aufnehmen, ihre Interessen vertreten und ihren Neigungen nachgehen können, wie wir dies für die Nichtbehinderten als selbstverständlich voraussetzen. Weshalb verweigert unsere Gesellschaft den Behinderten diese Hilfsmittel oder warum bedarf es so großer Kraftanstrengungen, Proteste von Seiten Betroffener, um eine Integration Behindertener zu ermöglichen? Warum, so könnte man schließlich fragen, muß man überhaupt von Integration sprechen, warum wird sie nicht selbstverständlich gelebt?

Für die Randständigkeit Behindertener gibt es mehrere Ursachen, von denen drei (ineinandergreifende) als die einleuchtendsten erscheinen. Bei allen dreien muß man von dem ausgehen, was gemeinhin unter Normalität verstanden wird.

Der fehlerlose Körper

Zum ersten wird als Normalität das fehlerlose Funktionieren des menschlichen Körpers gesetzt. »Ein mechanistisches Menschenbild zerlegt den Menschen in seine Einzelteile und setzt de-

ren einwandfreies Funktionieren als oberste Norm.« (Feyrer Ewald, 1987, S. 20)

»Die Verursachung von Behinderung wird mithin in der Person des Behinderten gesucht, als eine dem Individuum zugehörige Eigenschaft. In dieser Sichtweise ist zugleich die Behinderung als persönlicher, weitgehend unabänderlicher Schicksal angesehen. Die Relativität des Behinderenseins in verschiedenen sozialen Bezugssystemen und in unterschiedlicher Persönlichkeitssektoren — familiär, schulisch, beruflich, sozial — erfährt weniger Betonung.« (Bleidick, zit. nach Feyrer, 1987, S. 15)

Die stigmatisierte Person

Zum zweiten führen verschiedene soziale Bezugssysteme dem Behinderten seine Andersartigkeit (in Bezug auf seine Akzeptanz als gleichwertiges menschliches Wesen) täglich vor Augen. Durch teilweise unbewusste Mechanismen sind die Nichtbehinderten bemüht, sich in sozialen Kontakten mit Behinderten von diesen abzugrenzen und eine klare Trennung in Bezug auf »normal — anormal« auszurichten.

»In unserer täglichen Unterhaltung gebrauchen wir spezifische Stigmata wie Krüppel, Bastard, Schwachsinniger, Zigeuner als eine Quelle der Metapher und der Bildsprache, bezeichnenderweise ohne an die ursprüngliche Bedeutung zu denken. Wir tendieren dazu, eine lange Kette von Unvollkommenheiten auf der Basis der ursprünglichen einen zu unterstellen ...« (Goffman, 1975, S. 14)

So neigen wir dazu, persönliche Probleme behinderter Menschen als Ausdruck ihres körperlichen Gebrechens zu deuten oder Blinden einen sechsten Sinn oder Zigeunern (aus soziologischer Sicht als Randgruppe den Behinderten gleichzustellen) Hellseherei zu unterstellen.

Durch andere Formen sozialer Begegnungen wird ebenfalls der Unterschied des Normalen zum Anormalen beim Behinderten wie beim Nichtbehinderten im Bewußtsein festgehalten. Man neigt dazu, bei behinderten Personen gewisse Intimitätsschwellen zu überschreiten, ihnen z.B. frontal zu begegnen und sie über die Ursache ihres körperlichen Gebrechens zu befragen, auch wenn man diese Person nicht kennt. Dieses Recht leiten wir eigenlich nur von dem ab, daß diese Person ihre Behinderung nicht verbergen kann.

»Ein Behinderter geht in eine Kneipe. Man gibt ihm ein Bier aus. Er weiß, jetzt kommt die Frage: "Was ist denn mit deinen Beinen?" Heißt das nicht: Gibt man einem Behinderten ein Bier aus, so sichert man sich ein Recht auf ein Stück seiner Intimsphäre? Da man aber mit einem Nichtbehinderten nie so verführe, bedeutet dies: Der Krüppel wird nicht ernst genommen.« (Christoph Franz, 1983, S. 58)

Wir setzen auch manchmal voraus, daß die vor uns sich befindliche behinderte Person sich auf philosophischer, weltanschaulicher oder religiöser Basis mit ihrem Gebrechen auseinandersetzt hat und leitet davon das Recht ab, auf dieser Ebene mit ihr zu kommunizieren. Zusätzlich neigen wir dazu, festzuhalten, daß derjenige ein »guter« Behinderter ist, welcher sich mit seinem Schicksal auseinandergesetzt hat und zu einer positiven Lösung des sich aufdrängenden Sinnproblems gekommen ist.

»Die Grundregel heißt: Der Behinderte hat tapfer, still (nach außen) fröhlich zu leiden. Dann regnet es den warmen Regen der Anerkennung, sprich Mitleid: Zunächst muß der Krüppel als Lebensieger überhaupt gesehen werden. Lebensieger sind die siegreichen Innerlichkeitsmenschen, die religiös Veranlagten, die Verzichtstapferen, die Entsagungsmutigen und jene, die mit dem Humor einer fast heiteren Melancholie sich mit ihrem Schicksal gutmütig abfinden.« (Ernst Klee, 1987, S. 19)

In sozialen Kontakten erleben die Behinderten so einen permanenten Druck der Anpassung an eine Normalität, deren Aufrechterhaltung sie erst zur Randgruppe macht, zum Abnormen stempelt.

»Da die Linie der guten Anpassung von jenen repräsentiert wird, die den Standpunkt der weiteren Gesellschaft einnehmen,

sollte man fragen, was es für die Normalen bedeutet, wenn die Stigmatisierten sie befolgen. Es bedeutet, daß die Unfairness und die Pein, ein Stigma tragen zu müssen, ihnen niemals vorgehalten werden wird; es bedeutet, daß Normale sich nicht werden eingestehen müssen, wie begrenzt ihr Takt und ihre Toleranz sind; es bedeutet, daß Normale relativ unberührt bleiben können von intimen Kontakten mit den Stigmatisierten, relativ unbedroht in ihrem Identitätsglauben.« (Goffman, S. 19)

Die Verwertbarkeit der behinderten Arbeitskraft

Zum dritten ergibt sich die inferiore Stellung Behinderteter aus der Verwertbarkeit ihrer Arbeitskraft. Da in unserem Wirtschaftssystem Leistung als »Wert an sich« gilt, fallen Behinderte klarerweise durch.

Dazu ein aktuelles Beispiel aus Südtirol. Laut Staatsgesetz Nr. 482 sind Betriebe mit mehr als 35 Beschäftigten verpflichtet, Invaliden einzustellen. Die Provinz Südtirol hat als flankierende Maßnahme ein Prämiensystem eingesetzt. Jeder Betrieb, der Behinderte aufnimmt, hat Anspruch auf die Prämien als Ausgleich für die ausfallende Leistung durch die verminderte Arbeitskraft des Behinderten. Zudem ist zu erwähnen, daß krisenheftige Betriebe sich von einer Pflichteinstellung befreien lassen können. Für die Unternehmer ist die Sache klar: wenn sie schon Behinderte aufnehmen, dann sollen sie wenigstens für die ausfallende Arbeitskraft entschädigt werden. Für die Behinderten ist die Sache ebenfalls klar: durch die flankierenden Maßnahmen wird ihnen einmal mehr vor Augen geführt, daß ihr Arbeitsplatz gesellschaftliches Almosen ist und kein Recht, das sie sich durch ihr »Dasein« erwerben. Und wenn es kriselt, haben Behinderte in der Arbeitswelt sowieso nichts mehr verloren.

Wie stark das Verwertbarkeitsdenken in den Köpfen der Unternehmer vorherrscht, zeigen 2 Leserbriefe in den Dolomiten vom 26.1.1988. Paul Innerhofer, Professor für Psychologie an der Universität Wien, hatte nach einer vom Assessorat Saurer in Auftrag gegebenen und im Jänner 1988 vorgestellten Studie zur Invalidenbeschäftigung in Südtirol die Meinung vertreten, man solle das bisherige Prämiensystem abschaffen, da es nur den Betrieben zugute komme. Stattdessen solle man es als Eingliederungshilfe direkt für die Betroffenen verwenden.

In den »Dolomiten« folgten zwei Leserbriefe, aus denen exemplarische Zitate die Verwertbarkeitsmentalität unterstreichen. Beide setzten sich für die Beibehaltung des Prämiensystems ein und führten mehrere Argumente dafür an.

»... Durch inner- oder außerbetriebliche Unfälle zu Invaliden geordnete Mitarbeiter zählen im Sinne dieses Gesetzes (Nr. 482, W.O.) als vollwertige Mitarbeiter, auf die der 15prozentige Invalidenteil berechnet wird. Weiters gibt es ... eine erschreckend hohe Zahl von Alkoholikern, die in den Betrieben nicht universell einsetzbar sind.« (Othmar K. Janach, Leserbrief in den »Dolomiten« vom 26.1.1988)

Der (volle) Wert des Menschen mißt sich an seiner Arbeitskraft und an seiner universellen Einsetzbarkeit. Der Arbeiter und mit ihm der behinderte Werkstätige zählt nur mehr hinsichtlich des für den Betrieb verwertbaren Leistungspotentials.

In einem weiteren Leserbrief wird beklagt, daß durch die Abschaffung des Prämiensystems die Betriebe entmotiviert würden, Behinderte einzustellen. Weiters fährt man fort:

»Die Behinderten blieben zu Hause, besser gesagt auf der Straße, im Gasthaus "betreut" als sozialer Müll von eigens dafür bezahlten Sozialarbeitern. Und wer berechnet die Folgekosten für die öffentliche Hand?« (Karl Pedross, Leserbrief in den »Dolomiten« vom 26.1.1988)

Pedross, als Arbeit-»Geber« für Behinderte möchte, und dies scheint ihm ein soziales Anliegen zu sein, durch das Prämiensystem für die Betriebe den Anreiz erhalten, Behinderte einzustellen. Behinderte kommen in dieser Sichtweise als brauchbare Arbeitskraft (= ein bißchen der betriebswirtschaftlichen Pro-

duktion angepasste Leistung + Entschädigung durch das Land) oder als sozialer Müll vor. Sozialer Müll in dieser Logik sind demnach all jene, die durch die Maschen des Sozialnetzes fallen und keine Arbeit bekommen. Nicht die Leistungserwartungen der Betriebe oder der auf Profit ausgerichteten Unternehmer, sondern die Leistungsunfähigkeit des Behinderten ist dessen Behinderung, nicht ein der behinderten Arbeitskraft angepasster Arbeitsplatz ist die Devise, sondern Anpassung an die Norm des voll Leistungsfähigen und universell Einsetzbaren.

Abgesehen davon gibt es absolut arbeitsunfähige Behinderte, die ohne die zu Lasten der Gesellschaft gehenden Sozialarbeiter nicht lebensfähig wären.

Es sind demnach die drei genannten Faktoren (fehlerloses Funktionieren des Körpers in seinen einzelnen Teilen; Gegensatz normaler — abnormaler Mensch, festgehalten in sozialen Kontakten und Verwertbarkeit der Arbeitskraft), die zu einer »Normalitätsnorm« führen, an der die Behinderten scheitern. Diese drei Faktoren bedingen auch Haltungen in der Sozialarbeit, die kurz skizziert werden sollen, um dann zum Schluß eine mögliche Alternative entgegenzusetzen.

Therapie oder der Zwang, »gesund zu sein«

Die Norm des makellosen Körpers findet ihren Niederschlag in verschiedensten medizinischen Therapieformen und operativen Eingriffen für Behinderte, deren Ziel die Anpassung an den intakt funktionierenden Menschen ist. Anstatt auf die spezifischen Behinderungen einzugehen, therapiert man von einer Norm des einwandfreien Körpers aus.

»Der Behinderte ist in jeder Begegnung schon als der "Defekte" gebrandmarkt. Pädagogen, Psychologen, Ärzte oder Therapeuten nähern sich ihm "therapeutisch", mit jener Freundlichkeit, die zum Berufsbild gehört.« (Klee, 1987, S. 90)

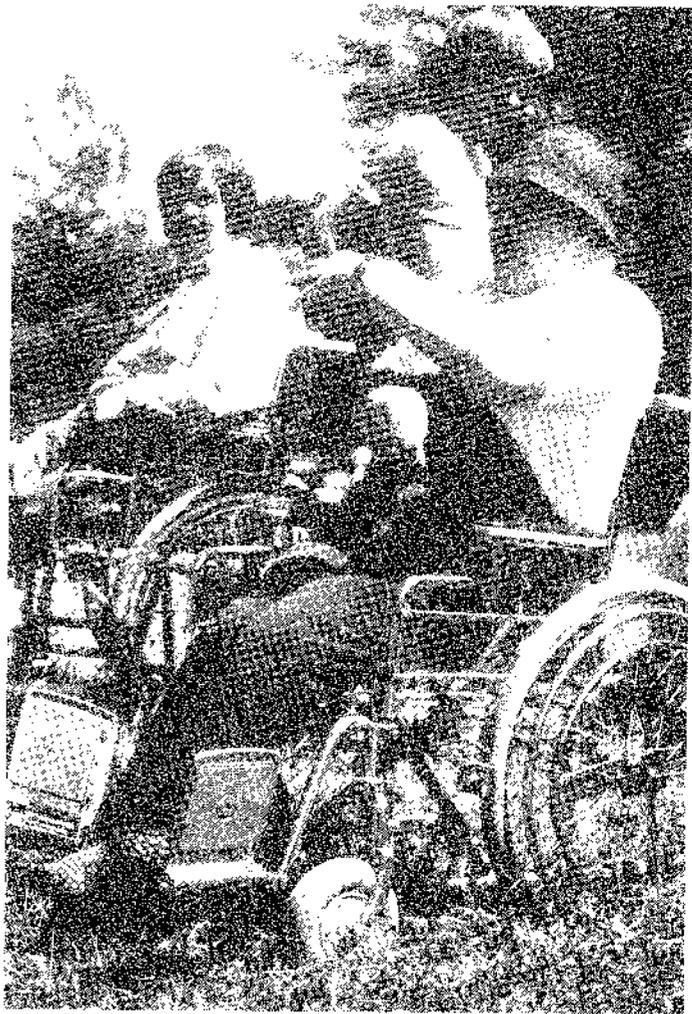
»Man ging von der Illusion aus, daß erst, wenn die Behinderung durch Behandlung vermindert sei, ein normales Leben möglich sei.« (Milani-Comparelli, zit. nach Klee, 1987, S. 90)

»Therapeutische« Einstellungen ziehen eine breite Aussonderungspraxis mit sich, in denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene in spezialisierten Institutionen auf die »Normalform« hinführt werden, gleichzeitig aber sozial isoliert bleiben. Durch die soziale Aussonderung zusätzlich behindert, wird ihnen das gesteckte Normziel, das durch die soziale Isolierung als Paradoxon aufgedeckt wird (siehe folgendes Zitat), zur doppelten Last. »Was nützen die Verbesserungen der Beckenrotation, der Rumpfkontrolle, die Übungen für die Aufrichtung und das Gleichgewicht, wenn dabei am Schluß herauskommt, daß dieses Kind vielleicht kerzengerade unter lauter Krümmen in einer Behinderteneinrichtung steht?« (Aly, 1983, S. 16)

Die Erziehung des Behinderten

Der Gegensatz »normal — anormal« spiegelt sich in der Behindertenarbeit wieder in jenen erzieherischen Maßnahmen, in denen Personen mit einem körperlichen oder geistigen Gebrochen oder einem sonstigen Stigma Anweisungen gegeben werden, wie sie sich in der »normalen« Gesellschaft zu verhalten hätten. Behinderte werden dazu angehalten, ein freundliches Auftreten an den Tag zu legen, die Toleranz der »Normalen« nicht überstrapazieren, jede Hilfe dankbar anzunehmen. Ein Autor mit Kinderlähmung: »Wenn meine Nachbarn an einem schneereichen Tag bei mir klingeln, um zu erragen, ob ich etwas im Laden brauche, versuche ich, auch wenn ich auf schlechtes Wetter vorbereitet bin, mir lieber irgendeinen Artikel auszudenken, als ein großzügiges Angebot zurückzuweisen. Es ist liebenswürdiger, Hilfe zu akzeptieren, als sie in einer Bemühung, Unabhängigkeit zu beweisen, abzulehnen.« (zit. nach Goffman, 1975, S. 148)

Goffman beschreibt im zitierten Buch die verschiedenen Techniken, die sich behinderte Personen aneignen, um in sozialen Kontakten keine Normverletzungen zu begehen. Vom taktvoll-



len Übergehen einer diskriminierenden Äußerung bis hin zur Selbstverleugnung reicht die Palette des fremdbestimmten Verhaltensrepertoires.

Die Verwertung der behinderten Arbeitskraft

Die Verwertbarkeit der behinderten Arbeitskraft hat ihren Ausdruck in vom wirtschaftlichen Umfeld ausgesonderten Produktionsstätten, den Behindertenwerkstätten. Als die Werkstätten entstanden, waren sie Ausdruck eines wirklichen sozialen Fortschritts. Von der bloßen Aufbewahrung behinderter und »leistungsunfähiger« Menschen ging man zu deren Beschäftigung über. Heute erkennt man mehr und mehr die relative Unterbezahlung und Ausnutzung der behinderten Arbeitskraft in diesen Werkstätten, und man versucht, alternative Wege zu gehen, indem man von monotonen Reproduktionsarbeiten abkommt und nach kreativen und subjektorientierten Arbeitsmöglichkeiten sucht. Ergebnis solcher Bemühungen ist z. B. das Buch von Georg Paulmichl »stimmungsfest«, in dem der Autor seine Sichtweise der Welt literarisch festhält.

Behinderung als Ausdruckweise menschlichen Seins

Welche Haltung gegenüber Behinderten, die sich im täglichen Umgang mit ihnen niederschlägt, ist nicht diskriminierend und führt zur Integration und zur Auslöschung der Randständigkeit? Zunächst muß man von einem Begriff von Normalität abkommen, die nur einen Menschentyp miteinschließt: nämlich die körperlich und geistig intakte Person. Behinderung muß als eine subjektive Daseinsform aufgefaßt werden, sie ist nicht das Wesen einer Person, ist nicht statisches Merkmal eines Men-

schen, sondern in einem dynamischen Wechselwirkungsprozess mit seiner Umwelt veränderbar.

Behindertenarbeit bzw. Sozialarbeit kann nichts anderes tun, als isolierende und behindernde Umweltbedingungen offenlegen und sie zu ändern versuchen. Sondereinrichtungen für Behinderte besitzen durchwegs Isolationscharakter und sind deshalb abzulehnen. Vielmehr müssen sich gesellschaftliche Bedingungen soweit ändern, daß auch Menschen mit einem körperlichen oder geistigen Gebrechen darin ihren Platz finden und daß ihnen die volle Entfaltungsmöglichkeit gewährt wird. Integration muß als selbstverständliche Begegnung mit Behinderten gelebt werden. Kein Teilbereich wie Arbeitsplatz oder Schule darf davon ausgenommen werden.

Die Mobilen Hilfsdienste — ein integrativer Versuch

Abschließend möchte ich in diesem Zusammenhang auf Initiativen eingehen, die Integration Behinderter propagieren und praktisch unterstützen. Es sind dies Projekte verschiedener Organisationen in den USA (Independent Living), BRD, Schweden oder Österreich (Mobile Hilfsdienste), die durch praktische, ambulante Hilfeleistungen den Behinderten ein unbehindertes Leben ermöglichen sollen. Die »Mobilen Hilfsdienste« in Österreich und in Südtirol vermitteln Laienhelfer/innen, die sich von den Behinderten selbst zu subjektorientierten Hilfeleistungen anleiten lassen, die den ganzen Lebensbereich des Betroffenen abdecken können. Somit wird Bevormundung abgebaut (der Behinderte bezahlt die Hilfe und wird so quasi zum Arbeitgeber des Helfers), er bestimmt selbst die Einsatzzeiten, Art und Umfang der Hilfeleistungen. Die »Mobilen Hilfsdienste« gehen davon aus, daß bezahlte ambulante Dienste zu den Grundrechten der Menschen gehören.

LITERATUR:

- Aly, Monika und Götz, Tunter Motlind: Kopfkorrektur oder der Zwang gesund zu sein. Ein behindertes Kind zwischen Therapie und Alltag, Berlin 1981
- Christoph Franz: Krüppelschläge. Gegen die Gewalt der Menschlichkeit, Reinbek 1983
- Feyrer, Ewald: Integration behinderter und pflegebedürftiger Menschen durch »Mobile Hilfsdienste« am Beispiel des »Mobilen Hilfsdienstes Linz«. Diplomarbeit, Linz 1987
- Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M. 1975
- Klee, Ernst: Behindert. Über die Enteignung von Körper und Bewußtsein. Ein kritisches Handbuch, Frankfurt a.M. 1987
- Pauinichl, Georg: strammgefeigt. Geschichten, Märchen und Bilder. Zusammenestellt von Diemar Raffener und Gabriel Grüner, Prad 1987



BLINDE IN BILDUNGSEINRICHTUNGEN

Zwei Portraits

Elisabeth, eine berufstätige junge Frau und Birgit, eine Mitschülerin, haben zwei Dinge gemeinsam: ihre Behinderung und ihre Erfahrungen als blinde Mädchen mit Bildungseinrichtungen. Es gibt technische und didaktische Probleme. Weit schwerwiegender sind jedoch die sozialen und gesellschaftlichen Hürden, die Identität und menschliche Kontakte behindern.



Elisabeth F.: Blind an der Uni

Elisabeth konnte mit 12 Jahren noch lesen, heute ist sie aufgrund einer erblich bedingten Netzhautzerstörung völlig erblindet. Ihr Bedürfnis zu lernen hat sie veranlaßt, nach der Mittelschule nach weiteren Bildungsangeboten Ausschau zu halten. Nach einem Jahr Aufenthalt in einer Blindenschule in Marburg entschloß sie sich für die Lehrerbildungsanstalt in Meran, obwohl sie weitgehend ohne Berufsperspektive lernte. Sie war zum Glück eine gute Schülerin und konnte die anfängliche Skepsis des Direktors und der Lehrer durch ihre schulischen Erfolge beiseiten. Doch ohne ihre Freundin wäre ihr das Lernen in der Oberschule schon allein aus technischen Gründen nicht möglich gewesen, meint sie heute. Gemeinsam haben sie sich den Lernstoff angeeignet und die Hausaufgaben gemacht, soweit es möglich war. Viel verdankt sie auch dem Untergekommen mancher Lehrer/innen, die sich bemühten, den Lernstoff auf Kassetten aufzunehmen.

Wenn sie auch in ihrer Oberschulzeit günstige Bedingungen für ihre Bildung vorgetroffen hatte, so stellte sich nach der Matura doch die Frage nach den beruflichen Möglichkeiten für blinde Menschen. Interessant war für sie das Studium der Erziehungswissenschaften, zumal sie sich gut vorstellen konnte, in einer Blindenschule zu unterrichten. Sie inskribierte an der Universität Innsbruck Pädagogik und Psychologie. Bald fand sie sich, wie alle Erstsemestrigen mitten in einem Dschungel von Formalitäten, Vorlesungen, Instituten und Anschlagetafeln, die für sie nicht zugänglich waren. Im Studentenheim blieben ihr die Mitbewohner/innen — ebenso wie die Studenten/innen am Institut — anonym. Die größte Hürde jedoch waren für sie die Bibliotheken und Bücher. »Ich hätte Wege finden müssen, um diese Hindernisse zu überwinden, mir ständig jemanden suchen, einen Lektor unter Umständen«, erzählt Elisabeth, »und vor allem hätte ich mir mit dreifachem Aufwand den Stoff erarbeiten müssen. Ehrlich gesagt, daran bin ich gescheitert. Das war mir einfach zu viel.«

Wer versucht, sich in ihre Lage zu versetzen, kann verstehen: Der Studienanstieg ist auch für uns Sehende von Schwierigkeiten begleitet. H. Gutweniger u.a. beschreiben in ihrer Studie »Wege und Umwege. Studienbiographien aus Österreich« (Verlag für Gesellschaftskritik, 1982) sehr treffend den »Eintritt in den Irrgarten«, die Orientierungslosigkeit und die Anonymität, die für den weiteren Studiengang bestimmend sind. Die Probleme sind nicht nur technischer Natur. Elisabeth weiß davon zu berichten, wie schwierig sich soziale Konflikte gestalten. »Größtenteils«, so meint sie, »mangelt es an Aufklärung«. Die meisten Menschen sind Behinderten gegenüber befangen, weil ihnen Erfahrung und Information fehlen. »Es geschieht nicht selten, daß alle Behinderten sozusagen in einen Topf geworfen werden. So kann es vorkommen, daß Blinde für geistig behindert gehalten werden!« Wem die Sehfunktion fehlt, dem begegnen Sehende mit großer Unsicherheit und wenig spontan. Sehr oft wird aus Mitleid oder aus Pflichtbewußtsein geholfen, und das ist nicht gerade förderlich für die Identität und das Selbstwertgefühl.

»Der Unterschied zwischen Sehenden und Nicht-Sehenden«, so meint Elisabeth selbstbewußt, »läßt sich nicht leugnen! Wir erhalten beispielsweise alle optischen Informationen nur über die Vermittlung anderer, und haben deshalb ein anderes Weltbild.« Sie weiß, daß sie von vielen Situationen ausgeschlossen bleibt, meint aber, daß der Erfolg sozialer Kontakte auch mit der Selbst-Akzeptanz zusammenhängt. Die eigene Annahme der Behinderung ist ein hohes Ziel besonders, wenn man die gesellschaftlichen und strukturellen Bedingungen mitdenkt, denen Behinderte ausgesetzt sind. Förderlich für dieses Ziel sind sie jedenfalls nicht.

Birgit L.: Integrierender Unterricht

Sie ist Mittelschülerin in einer integrierenden Klasse. Das heißt, sie erhält professionelle Hilfe in Form des Stützunterrichtes im Ausmaß von 14 Wochenstunden. Ihr verbliebener Sehrest erleichtert ihr lediglich eine grobe Orientierung im Raum. Ansonsten ist Birgit auf blindentechnische Hilfsmittel angewiesen. Die folgende Skizze verfaßten zwei ihrer Mitschüler und zeigt besonders gut die soziale Seite der Integration:

Wir haben in unserer Klasse eine blinde Mitschülerin. Nun werden sich viele von Euch denken, wie wir mit ihr in der Klassengemeinschaft auskommen. Unsere Antwort lautet: Gut! Sie ist eine der Klassenbesten; daher sind auch manche ein bißchen neidisch auf sie. Sie kann mit der Schreibmaschine gut umgehen. In Mathematik ist sie vielleicht etwas zu eifrig, da sie oft herausschreit, wenn sie das Ergebnis schon weiß. Wir mit unserem müden Kopfrechnen kommen ihr nie nach. Unsere Mitschülerin ist auch eine der Fleißigsten. Aber das kann man manchmal anzweifeln, denn sie vergißt jetzt öfters die Hausaufgaben. Dabei erfindet sie eine faule Ausrede. Das kennen wir aber auch von uns. Einige von Euch werden sich nun denken, daß sie nicht den Lernstoff bewältigen kann. Doch da haben sie sich gewaltig getäuscht, denn Birgit muß den Lernstoff auf eine Kassette aufnehmen und zu Hause lernen. Sie muß wie wir alle Hausaufgaben machen. Sie hilft einem bei Zettelarbeiten oder beim Prüfen und das ist natürlich ein großer Vorteil. Es gibt aber auch Nachteile. Zum Beispiel bei Ausflügen. Da möchte es jeder einmal genießen und nicht dauernd die Birgit führen. Und da fühlt sie sich oft übergangen und möchte gar nicht mehr mitkommen. Deshalb kommt es dann zu Auseinandersetzungen mit den Lehrern. Das ist so das Wichtigste von unserer Mitschülerin Birgit.

Peter O. und Klaus T.

Birgit wird noch weiterhin mit den Bildungseinrichtungen zu kämpfen haben. Technisch und didaktisch ist ihr gesetzliche Hilfe zugesichert und somit ist sie wissensmäßig keineswegs im Nachteil. Obwohl sie noch jung ist, hat sie erkannt, was sie im Schulischen von den Mitschüler/innen unterscheidet: »Ich kann von Büchern nichts lesen. Das ist sehr traurig.« Der sozialen Komponente ihrer Behinderung ist sich Birgit noch nicht bewußt. Sie hat die Macht der gesellschaftlichen Vorurteile noch nicht wahrgenommen.

365 TAGE FRUST

Ich möchte Euch eine Geschichte erzählen, die bis heute noch kein Happy-End gefunden hat.

Die Handlung erzählt von einem Schwerstbehinderten. Sein Name ist Flavio. Er ist 19 Jahre alt. Besondere Kennzeichen: ca. 1,95 m Größe, ca. 100 kg Gewicht, hervorzuheben wäre sein muskulöser Körperbau.

Seine Behinderung: infantiler Autismus, in anderen Worten ausgedrückt, eine Person, die ihr eigenständiges Handeln aufgegeben hat und auf ihre Umwelt nicht mehr reagiert.

Wie sieht die Praxis mit Flavio aus?

Flavio spricht nicht.

Es muß also zur Befriedigung seiner elementarsten Bedürfnisse gefragt werden: hast du Hunger - Durst?, muß du A-A-machen (Defäkieren)?, willst du das, willst du jenes?, tut dir das weh? Hier beginnt ein Ratespiel mit den möglichen schmerzproduzierenden Körperstellen, dabei wird mittels Zeigen bzw. Berühren kommuniziert. Zuviel Reden ist sinnlos, macht den Befragten nur nervöser und aggressiver. Flavio schreibt nicht.

Malversuche an der Tafel sind mittels Zertreten der Kreide im Keim erstickt worden.

Flavios Handgelenke sind bei Tag (des öfteren auch in der Nacht) von zwei Halterungen eingezwängt. Hiermit binde ich seine Hände bei Aggressionsausbrüchen zusammen. Zerissene Kleidungsstücke stehen stets auf der Tagesordnung.

Flavio wohnt gezwungenermaßen in einem geschlossenen Raum zu Hause. Flavio ist frustriert.

Seine unerfüllten Wünsche sind: — auf dem Tappsteinerweg spazierengehen bzw. zu laufen. Von seinem vergitterten Fenster sieht er ein Stückchen des Weges. Diesen Wunsch bekomme ich mehrmals am Tage zu sehen — Flavio nimmt einen meiner Finger und führt diesen in die Richtung des Weges —, zu hören — Flavio gibt Laute von sich, die sich mit fortwährendem Flehen intensivieren — und zu spüren — Flavio packt mich, nach xtem Verneinen seines Wunsches meinerseits, am Kragen.

Autofahren, so habe ich erfahren, ist seine Lieblingsbeschäftigung und mehrere Male bei der Heimkehr von der Spritztour in die Zelle gibt es erhebliche Schwierigkeiten, Flavio aus dem Auto rauszubringen. So stark ist sein Verlangen nach Abhauen.

Nicht Sprechen können, ständig angebunden zu sein, tagüber nicht auf all seinen Schritten verfolgt zu haben (muß er pinkeln, gehe ich mit; muß ich pinkeln, geht er mit), tragen wie all die anderen hier nicht angeführten Tatsachen zu dem gegenwärtigen psychischen und physischen Zustand bei.

Ihr werdet Euch fragen, warum ich (wir) Flavio festbinden müssen? Um das Leben in einem Privathaushalt irgendwie überhaupt zu ermöglichen.

Die Großmutter, der Großvater, die Mutter sind frustriert.

Die Familie fühlt sich von ihrer Volkspartei verraten und zitiert kopfnickend den Ausspruch Magnagos, der einmal gesagt haben soll: »I han genna von Behinderten!« Nicht umsonst wechselte die Mutter das politische Lager: von der einstigen Meraner Frasnelli-SVP zur Meraner Barbiero-KPL, der sich Langer und Co. noch dauzgesellen. Die Linksoption (vor allem Fr. Barbiero) ist es, die durch Anträge im Landtag und Anfragen

im Assessorat für Gesundheits- und Sozialfürsorge, die Indifferenz der verantwortlichen Landesstellen immer wieder anklagt. Mit klinglosem Mißerfolg. Hinzuzufügen wäre vor allem das enorme Schreibpensum, das die Mutter bewältigt.

Im Jahre '82 muß die Mutter ihre berufliche Selbständigkeit aufgeben, weil Flavio seinen Sonderkindergarten mit 15 Jahren beendet und der Familie wieder voll übergeben wird. Die Mutter lebt von der Rente ihres Sohnes und in der Wohnung ihrer Eltern. Sie widmet sich nur mehr der Causa für ihren Sohn, die sie sogar brieflich vor den Staatspräsidenten Cossiga bringt, um in meiner militärischen Angelegenheit (6. Februar 87 ist mein Einberufungstag) Nachsicht zu gewähren. Dieser entschuldigt sich höflich für seine Ohnmacht, was die Mutter nicht abschreckt und persönlich mit mir den Offizieren im Militärdistrikt die Stühle von ihren Hintern wegzerzt und einen Aufschub bekommt. Dieser Verschnaudpaufe folgt sogleich das Ansuchen um Ableistung des Zivildienstes, das mir dann auch im Juni 87 anerkannt wird. — Doch haben sich unsere Wege inzwischen schon getrennt. Das ersuchte Ziel der Familie, Flavio und mich in ein Behindertenzentrum des Landes unterzubringen, ist gescheitert.

Von den anfänglichen zwölf Arbeitsstunden, die ich mit meinem zweiten »Betreuer« zur Hälfte teilte, blieb mir nach einem Monat das volle Tagespensum übrig. Da ich nicht anders konnte als bei Flavio zu bleiben, um ihm das notwendige Anbinden an das Bett in meiner Abwesenheit von 14.00 Uhr bis zum nächsten Morgen um 8.30 zu ersparen, deckte ich die zweite Diensthälfte, in der Hoffnung ein zweiter Arbeitsloser würde den Frust mit mir teilen.

Ein Jahr lang Hoffnung auf Unterbringung Flavios in einem Sozialzentrum, ein Jahr lang Hoffnung auf praktische Hilfe, ein Jahr lang sich dem Willen der Familie zu fügen, waren das Resümee einer beschissenen Wahrheit. Über die Wintermonate schlief ich anfangs in seinem Zimmer, später im Hausflur. Die Mutter, die über die Medikamentenwahl frei bestimmen konnte, setzt das Psychofarmaka »Entumin« ab. Diese Droge, die Flavio in einen künstlichen Schlaf wiegte, wurde seinem Körper vorenthalten und die Folge war: Flavio machte die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht.

Ich könnte noch lange mit makabren Einzelheiten fortfahren, doch mir ist jetzt nicht mehr nach Schreiben, sondern nach Schreien und sollte jemand interessiert sein, mehr über die Story zu wissen, so stehe ich gern für ein Gespräch zur Verfügung. Ich möchte nur noch das Gefühl beschreiben, das ich während meiner »Gefängniszeit« verspürte: es war ein Gefühl des Verlassenseins, von Gott und der Welt. Das Assessorat in Bozen scherte sich nicht um Flavio und seiner Familie.

Was hat sich nach Beendigung des Sonderkindergartens mit 15 Jahren bei Flavio alles noch zugetragen?

Im voraus gesagt, eine Odyssee durch Untersuchungen und Institutionen. Jene Untersuchungen, die ich selbst miterlebt habe, war einmal im Juni 86 der zweiwöchige Aufenthalt in der psychiatrischen Abteilung des Innsbrucker Universitätsklinik. Schon am ersten Tag unserer Ankunft paßte Flavio mit seiner

Behinderung in keinen Raum. So kam Flavio in den Gemäß eines Einzelzimmers, isoliert und mit Drogen ruhig gehalten. Das Endergebnis der Visite ist nicht der Rede wert.

Ein anderes Mal, im April 87, war es ein Psychoanalytiker aus Brescia, der den Landesauftrag bekam, Flavios Zustand zu enträtseln. Ein dreiwöchiger millionenschwerer Aufenthalt in einer Privatklinik in Brescia war die Folge. Auslauf hatten wir keinen. Anbinden und nicht in depressive Phasen zu verfallen, war die Devise. Resultat: Der national anerkannte Professor befürwortet die Unterbringung des Patienten in ein Rehabilitationszentrum. Reaktion der verantwortlichen Landesstelle: Kommt gar nicht in Frage!

Da war doch noch die in Windeseile geplante, ausgeführte und wieder zurückgewiesene Einweisung in den geschlossenen »Stadelhof« (Zentrum für Geistesranke), im Herbst 86. Der bei unserer Ankunft diensthabende Arzt (er wußte von unserer Einweisung überhaupt nichts), hatte den einzigen Vorschlag auf Lager, Flavio einen Tag lang auf einen Rollstuhl festzubinden, um zu beobachten, wie er reagieren würde. Dank der Durchsetzungskraft seiner Mutter konnte dem Spuk dieser Nacht- und Nebelaktion ein Ende gesetzt werden.

Und noch was muß ich erzählen: Der Präsident der Lebenshilfe Bozen hatte auch das mögliche Machbare unternommen und organisierte eine Fahrt ins Blaue, mit dem bestimmten Abfahrtsziel, dem Behindertenzentrum in Kurtatsch. Der nette Heimleiter dort bestätigte schriftlich, daß drei Betten frei wären und er Flavio aufnehmen würde, gäbe das Assessorat grünes Licht.

Was folgte?: Rotes Licht sei es für Flavio wie orangeblinkendes Licht für den Heimleiter, der um seinen Platz bangen mußte.

Heute ist das Sozialzentrum ausgelastet mit Heiminsassen. Flavio steht immer noch draußen vor der Tür.

So bin ich zum letzten Leibwächter Flavios geworden (ca. 30 nichtausgebildete Jugendliche mußte Flavio über sich ergehen lassen), ein Jahr lang ununterbrochen an seiner Seite, vom Aufstehen in der Früh bis zum Schlafengehen am Abend.

Bis der große Knall kam und ich nicht mehr für die Pflichtunterlassung des Assessorates den Kopf hinhalten wollte. Das war der Tag, an dem Flavio wieder einmal von zu Hause weggehen mußte.

Im Alto Adige siehts ständig geschrieben: Flavios Zuchthausverlegung in die psychiatrische Abteilung des Regionalkrankenhauses in Bozen. Seit 21. Mai 1987 teilweise angebunden und vom Assessorat für Gesundheits- und Sozialfürsorge zum psychiatrischen Fall abgestempelt und zur persona non grata erklärt.

Eines ist noch abschließend hinzuzufügen:

Warum Flavio nicht schon mit Beendigung des Sonderkindergartens in ein Behindertenzentrum des Landes aufgenommen und immer wieder ins Ausland abgeschoben wurde, kann ich mir nicht erklären. Wenn jetzt Dr. Saurer beteuert, man hätte keine passenden Einrichtungen für Flavio, so ist diese offizielle Rechtfertigung zugleich ein offizielles Bekenntnis, daß der Bedarf an solchen Einrichtungen (welche er wohl auch immer meinen mag? —) nicht gedeckt ist.

Flavio ist zum Präzedenzfall hier in Südtirol gemacht worden. Weitere kleine Flavios sind schon längst geboren worden.

Stompe Christian
z.Zt. Zivildienstler bei der Lebenshilfe



REZENSIONEN



Zu BELL/FLEISCHER/KNAPP /TENSCHERT (Hrsg.): *Furien in Uni-Form? Vor-Ort Verlag, Innsbruck 1987, 312 Seiten.*

öS 215 im Buchhandel, öS 175 über den Verlag oder über das Institut für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck.

Im Dezember 1987 erschien die Dokumentation der Österreichischen Frauensommeruniversität, die im Juli 1986 in Innsbruck stattfand, ein Buch, das nicht nur äußerlich bunt und lebendig, sondern auch dessen Inhalt bunt gemischt ist.

Diese Frauensommeruniversität war bereits die dritte in Österreich und wurde von der Innsbrucker Frauenplattform, ein Zusammenschluß mehrerer Frauenorganisationen, veranstaltet.

Damit bin ich bereits beim ersten Themenschwerpunkt der Veröffentlichung, der von den Herausgeberinnen (drei Studentinnen und eine Studienassistentin, die zugleich auch Autorinnen des Buches sind), mit SCHAU-PLÄTZE bezeichnet wurde. In diesem Kapitel beschäftigen sich die Autorinnen mit der Österreichischen und im besonderen mit der Innsbrucker Frauenbewegung. Maria Steibl leistet hier Pionierinnenarbeit: Unter dem Titel »Vergessen heißt verraten« erarbeitet sie eine Chronik der neuen Frauenbewegung in Innsbruck, die sie mit Anfang der siebziger Jahre, mit der Aktion 144 (der Kampf um die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs) beginnen läßt und bis in die jüngste Gegenwart herauf, bis zum Kampf um die Besetzung des Frauenlehrstuhls am Institut für Politikwissenschaft weiterführt.

Anni Bells Beitrag beschäftigt sich eingehend mit der Entstehung und der Entwicklung der Innsbrucker Frauenplattform. Das Österreichische Unikum »Frauenplattform« sieht sie als »Alternative zur isolierenden Schmalporexistenz im Privaten«. Diese Organisationsform ermögliche die Aneignung und Vervollkommnung von gesellschaftsrelevanten Kompetenzen mit dem Ziel einer stärkeren Einmischung in und einer Veränderung von gesellschaftlichen Realitäten.

Der zweite Abschnitt VOR-STELLUNGEN präsentiert das Programm der Sommeruniversität, sowie die Ergebnisse der Fragebogenerhebung, die unter den Teilnehmerinnen der Veranstaltung gemacht wurde. Eva Fleischer wertet die Antworten aus und kommentiert sie. In der Strategiediskussion, welche die Sommeruniversität abschloß und die von Ita Tenschert für das Buch bearbeitet und collageartig zusammengestellt wurde, beschäftigen sich die Frauen mit Möglichkeiten und Folgen, die geeignet sein könnten, um die Frauenbewegung voranzutreiben. Auch die Pressereaktionen, welche die Frauensommeruni hervorrief (»(Fast nur) eine Entrüstung«), gehen in dieses Kapitel ein.

Im WANDER-ZIRKUS (diese Bezeichnung deshalb, weil die Sommeruniversität, gleich dem Zirkus, jedes Jahr von einer Stadt in die nächste wandert — heuer findet sie in Linz statt) sind die Referate, die Berichte der Arbeitskreise und der Workshops abgedruckt. Dies ist auch jener Teil, den die Herausgeberinnen als die »eigentlichen« Dokumentation bezeichnen und der mich jedoch als an feministischer Forschung und an Frauenpolitik interessierte Leserin und nun auch als Rezensentin am meisten enttäuschte. Die Ergebnisse der Arbeitskreise, sowie die Geschehnisse der Workshops sind bis auf wenige Ausnahmen, kaum oder nur sehr gehaltlos dokumentiert. Die Referate, die den Herausgeberinnen zur Veröffentlichung zur Verfügung standen, sind teilweise substanzarm und oberflächlich. Beim Lesen stellt sich hier immer wieder das Gefühl des »Bereits bekannt« ein.

Doch auch hier gibt es einige Ausnahmen. Carola Wildt untersucht in ihrem Beitrag die Unterschiede zwischen der feministischen Forschung und der Frauenforschung. Barbara Nemitz und Birgit Jansen suchen in ihrem Referat »Frauenleid und Frau-

entleiden« eine Neudefinition für den Begriff der Krankheit. Davon ausgehend, daß der Gesundheitsbegriff an Männlichkeitsstereotypen wie Stärke, Härte und Rationalität orientiert ist, sehen sie in den Krankheiten der Frauen eine Widerstandsform. Diese Definition allerdings sehe die Frau zwar als Handlende, als Subversive, jedoch sei die Krankheit für Frauen fesseln. So betrachten es die beiden Autorinnen als die Aufgabe einer feministischen Gesundheitspolitik aufzuspüren, wogegen sich der Widerstand der Frauen richtet und worin die Fesseln liegen, die Frauen an einer gesellschaftsverändernden Einmischung behindern.

Der vierte und letzte Abschnitt nennt sich NACH-SPANNUNGEN. Hier reflektieren die Herausgeberinnen die Bedeutung und die Nachwirkungen der Innsbrucker Frauensommeruniversität. Ein zweites Mal wird die Frauenplattform zum Mittelpunkt zweier Untersuchungen. Die Konflikte, welche die Organisation dieses großen Projektes »Frauensommeruniversität« in der Frauenplattform auslöste, werden von Anni Bell auf die individuellen und kollektiven Lernprozesse und von Hildegard Knapp auf den Aspekt der »Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Beziehungen in der Frauenpolitik und in der Politik in den Frauenbeziehungen« hin analysiert.

Die Vielfalt, die in der Frauenplattform herrscht, schlug sich nicht nur auf das Programm der Frauensommeruni nieder, sondern findet Frau auch im Buch, das die Herausgeberinnen bei der Lesung bzw. bei der Vorstellung des Buches als die wissenschaftliche Aufarbeitung der Sommeruni bezeichneten, wieder.

Diese Vielfalt gibt sich zum einen darin zu erkennen, daß sich die verschiedenen Beiträge in deren Qualität beträchtlich unterscheiden, zum anderen auch in der kreativen Gestaltung des Buches. Einzelne Beiträge sind für mich ein positiver Versuch, Erkenntnisse und Lernprozesse auf anderen Wegen zu vermitteln als über herkömmliche Referate. Anstatt der üblichen Vorworte findet die Leserin hier unter dem Titel »Hereinspaziert in den Hörsaal der Vielstimmigkeiten« eine Collage der vier Herausgeberinnenstimmen und anstatt des Nachwortes meldet sich die »Medienfrau« Suse Steyrer zu Wort. Auf der Suche nach neuen Politikformen wandte sie sich gemeinsam mit ein paar anderen Frauen dem Video zu. In »die andere Sicht: 'höchst intensiv' — ein Video, eine wandlung der Frauen, durch Frauen und mit Frauen« schildert sie den Werdegang und die Realisierung dieses Projektes.

Fotos, Comics, abgedruckte Flugblätter und Briefe, Auflistungen von Geldgebern und Geldverweigerern, ein Zwischenfragebogen von Barbara Hundegger und Gedichte von Gela Huie und Ita Tenschert durch-/unterbrechen die theoretischen Auseinandersetzungen, laden ein zum Verweilen und bestärken zugleich die Lust am Weiterlesen.

Carmen Unterholzner

»DAS ENDE DER SCHAMLOSEN ZEIT«, von Günther PALLAVER, erschienen 1987 im Verlag für Gesellschaftskritik, Wien.

Historischer Ausgangspunkt der Untersuchung sind die vielfältigen Anstrengungen der katholischen Kirche seit dem offiziellen Beginn der Gegenreformation (Konzil von Trient 1545 — 1563), ihre Herrschaft über Land und Leute nach der blutigen Niederwerfung der Bauernkriege 1525/26 (die ohne ihre außerkirchlichen religiösen Erneuerungsbewegungen nicht restlos erklärt werden können) wieder zu organisieren und zu verankern.

Der — verständliche — Anspruch der katholischen Kirche auf eine Erneuerung der Glaubenseinheit in Tirol fand seine politische Unterstützung in der Rekatholisierungspolitik der Habsburger, die ihrerseits Legitimation aus dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 herleiteten konnten: *curius regio eius religio* — wie der Herr so das Gescherr.

Und der direkte Zugang zum Volk, zum »gemeinen Mann« erfolgte im Sinne einer Stärkung der Institutionen Ehe und Familie über die Sexualität des einzelnen.

Günther Pallaver geht in seiner Studie auf die Suche nach dem dazu notwendigen Repressions- und Domestizierungsinstrumentarium.

Oberstes Gebot für die Kirche dabei war die Erfassung und Kontrolle des Individuums. Und es war erfassbar, war kontrollierbar.

Schließlich gab es seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts durch Konzilsbeschlüsse die jährliche Beichtpflicht und spätestens seit dem Konzil von Trient die Vorrangstellung der Einzelbeichte. Die mittelalterliche Kollektivbeichte — entsprechend der kollektiven, ständischen Gesellschaftsstruktur der Zeit — wurde durch die neuzeitliche Individualisierung eben auch in Bezug auf das Sündenbekenntnis über die individuelle Intimsphäre, die individuelle Vernehmung im Beichtstuhl abgelöst.

Es sollte nur nicht mehr genügen, zu sagen: »Herr, ich bin ein Sünder, verzeih mir«, sondern es wurde jetzt gefordert, die Anzahl der Sünden und die Umstände, unter denen sie begangen wurden, zu erläutern. An dieser Stelle setzt Pallaver die weitere Entwicklung, die Praxis des Beichtvorgangs so wie er in den Brixner Diözesandekreten von 1603 und im »Sacerdotale Brixinense« von 1609 vorgeschrieben wurden, vor den Hintergrund der Theorie Michel Foucaults über die Diskursivierung der Sexualität: Der Prozeß der Unterdrückung der Körperlichkeit, ihre Einengung und Normierung ausschließlich auf die Familie hin geht einher mit einem verstärkten SPRECHEN ÜBER Sexualität im einzigen dazu legitimierten Bereich, dem Beichtstuhl.

Wer, was, wo, mit wem, wie oft, auf welche Weise und wann.

Es dauerte zwar fast ein halbes Jahrhundert, bis die Neuerungen auch tatsächlich greifen konnten, und der Widerstand des Volkes in Form von Beichtverweigerungen z.B., war auch später noch beträchtlich.

Zur Vorbeugung von priesterlichen Unzulänglichkeiten bei der »Wahrheitsfindung« gab es eine Fülle an Literatur — Bußbücher, Beichtbücher; exemplarisch hat Pallaver die »Instructio Sacerdotum« des Franciscus Toletus, einen gegenreformatorischen Bestseller mit über 70 Auflagen, aufgearbeitet: »Sünder wider die Natur«, die »Sünden der Ehe«, aber auch der »Eros im Beichtstuhl« (Dekret Oktober 1675 — Dem Geistlichen von Klausen wird es bei Androhung einer Geldstrafe untersagt, Frauenbeichten vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang abzunehmen.) lagen hier äußerst detailliert aufgelistet und ihrem Sündenwert nach taxiert vor. So wurde der »Griff auf den Körper durch den Griff auf die Seele« ersetzt, die Folter von der Beichte abgelöst.

Sittliche Verfehlungen ahndete jedoch nicht allein die Kirche (durch Bußpflicht, Fastengebote, Knien während der Messe vor dem Hochaltar und Geldstrafen), auch landesfürstliche, weltliche Polizeiverordnungen sahen seit dem Ende des 16. Jhdts. bei

Wenn die Lust zur Sünde wird

Von links nach rechts: Eine Frau und ein Mann liegen nebeneinander in einem Bett. Ihre Wangen glühen, wohl ob des schemenhaft angedeuteten Handelns ihrer Hände unter der Bettdecke. Auf einem Hocker daneben sitzt der Teufel.

So zwischen »faulem fleisch und falschem Geist« liegend, denunzierte 1570 der Brixner Weibschaf Johannes Nas den Martin Luther, stellvertretend für alles Nicht-Katholische, alles Unkeusche, alles Schamlose.

Das Glühen der Wangen freilich ist eine spätneuzeitliche Koketterie der Covergestaltung eines Buches, das sich mit dem Ende der »schamlosen Zeit« und der Verdrängung der Sexualität in der frühen Neuzeit am Beispiel Tirols auseinandersetzt.

Und so heißt es auch:

»Uebbruch, Schändung und Konkubinate« Landesverweis oder Gefängnisstrafen vor.

Als sichtbarer Ausdruck dieser Entwicklung kann seit dem 17. Jahrhundert eine Veränderung in den Scham- und Peinlichkeitsvorstellungen der Gesellschaft und die Verdrängung der Nacktheit aus der Öffentlichkeit gelten. Pallaver demonstriert dies, in Anlehnung an Norbert Elias (dessen Thesen durchaus anfechtbar sind, wie die jüngste Publikation von H.P. Duerr: Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Suhrkamp 1988 beweisen will) u.a. an der Zurückdrängung erotischer Bilder, erotischer Literatur und alter Volksbräuche, an der Privatisierung der Schlafgemächer, der Anpflanzung der öffentlichen Badhäuser, wo »Mühsucht und Gelübbe herrschen, wie der Propagierung keuscher Bekleidung (Kap. IV).

Mit der Erörterung eines rechtlichen Problems wird die Studie abgeschlossen. Anhand von Impotenzprozessen thematisiert der Autor noch einmal die »WORTMÜHLE«, das Geständnis, ein Bekenntnis, das SPRECHEN ÜBER Sexualität, erkennbar in seiner Entwicklungslinie hin zu einer »Verwissenschaftlichung«, Individualisierung jedes einzelnen Falles. Die Vorstellung, daß sexuelles Versagen durch Magie hervorgerufen würde, konnte so langsam ad acta gelegt werden.

Daß die kirchlichen Institutionen auch in diesen Fällen die Frau und ihre Sexualität als vom Mann verschieden bewerteten, auß wohl nicht eigens erwähnt werden. Dieser Themenkomplex hat für die Kirchenmänner seit jeher Verdrängungsmechanismen bei gleichzeitiger Diskursivierung ausgelöst. Wir wollen hier nicht darüber sprechen. Pallaver hat es auch nur marginal getan. Das schmälert aber nicht den Wert seiner Untersuchung. Iher schon die Überfülle an Material und der Umstand, daß bei Dissertationen — und als solche wurde die Arbeit vorgelegt, eine oft allzu umfassende historische Herleitung verschiedenster Phänomene und Wiederholungen üblich — und daher manchmal ein Übel sind. Ein etwas strafferes Lektorat, auch in Hinblick auf die Vermeidung stilistischer Kollisionen zwischen saloppem Jargon und doch eher wissenschaftlicher, insbesondere juristischer Terminologie wäre vonnöten gewesen.

Christa Koffler

Leserbrief

Von der Schwierigkeit mit musikalischen Begriffen ...

Im folgenden einige Bemerkungen zu den Texten über Musik, abgedruckt im Skolast vom Juli 87/2, insbesondere zum Teil über die »Neue Musik« von Martin Silbernagl (S. 11 — 13). Hier wird der einseitigen Information bzw. der Desinformation Vorschub geleistet. Der Autor geht im Text etwas leichtsinnig mit den verschiedensten Begriffen aus dem Bereich der Musik um (mit denen umzugehen allerdings nicht leicht ist).

»Zeitgenössisch« ist — will man dem Wortsinn folgen — alle gegenwärtige Musik, die aufgeführt oder komponiert wird, streng gesehen natürlich nur jene, die von noch lebenden Musikern stammt. Immerhin kann das auch ein Rock- oder Volksmusiker sein und nicht nur einer aus dem Bereich der, nennen wir sie mit Vorbehalt Kunstmusik. Viele dem Jazz zugerechnete Musiker zählen sich bezeichnenderweise zur zeitgenössischen Musik. So gesehen wäre eine Äußerung wie jene, daß »zeitgenössische Musik eigentlich nur in eingeweihten Kreisen gehört und von der breiten Öffentlichkeit fast nicht beachtet« (S. 11) wird, hinfällig. Selbstverständlich war mit der zeitgenössischen Musik die zeitgenössische Kunstmusik gemeint.

Ich will damit nur sagen, daß man vorsichtig sein soll im Umgang mit bestimmten Begriffen. Jeder kennt wohl den falsch verwendeten Ausdruck schlechthin, »klassische Musik«, mit dem in der

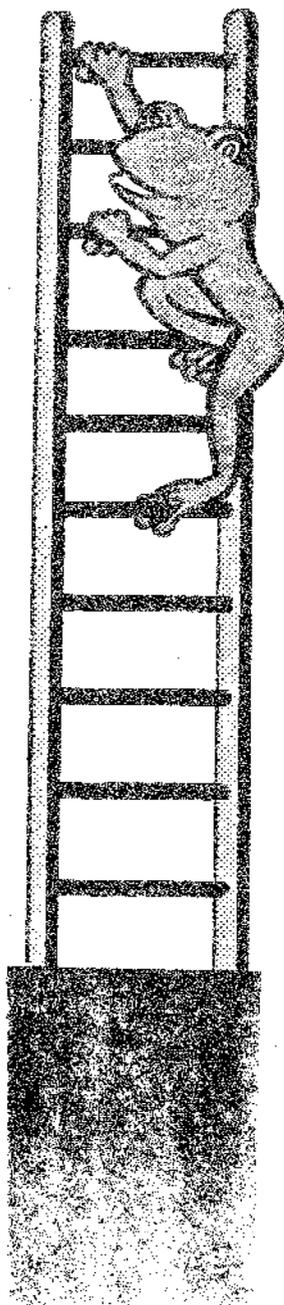
Umgangssprache alle Kunstmusik bis herauf ins 20. Jahrhundert bezeichnet wird. Einen interessanten Aspekt dieses Ausdruck trotz seiner Inadäquatheit dennoch, er zeigt, wo das musikalische Bewußtsein des größten Teils der heutigen Hörer stehen geblieben ist, nämlich bei der klassisch-romantischen Musik. (Nebenbei ist dieses Auseinanderfallen von gelehrter Zeit und rezipierter Kunst so ziemlich einseitig in der Kunst wie auch in der Musikgeschichte.) Deshalb wäre es vielleicht besser, unbekannte Begriffe abzugrenzen, um Mißverständnisse von vornherein möglichst zu vermeiden. Dies umso mehr in einem Artikel, der doch vor allem einem unkundigen Leser einen Einblick — Überblick wäre wohl zu viel verlangt — in einen gemeinhin als schwierig empfundenen Bereich der Kunst geben will. Allerdings haben auch die Musikwissenschaftler, die doch sonst so gekonnt und verschwenderisch mit den Termini umgehen, mit der neueren Musikgeschichtsschreibung ihre lieben Schwierigkeiten.

Keinesfalls sollten Begriffe als bequeme Schubladen dienen, wie sie es im genannten Artikel zur Genüge geschieht. Dort werden Komponisten schulbuchmäßig und fein säuberlich der Reihe nach in solche Schubladen eingeordnet (und diese dann kommentarlos geschlossen). Leider auch in vielen Lehrwerken ein allzu beliebtes Verfahren, welches mehr für die Argllosigkeit als für den Überblick und die Kompetenz des Verfassers spricht. Ein Beispiel aus dem Text von M. Silbernagl: Unter dem Stichwort »atonale Musik« (S. 13) werden Alban Bergs Orchesterlieder op. 4 genannt, ohne zu bedenken, daß auch viele Kompositionen des Neoklassizismus, der seriellen Musik, der diktatorischen Musik und fast alle der Aleatorik, die anschließend als eigene Strömung innerhalb der Musik des 20. Jahrhunderts aufgezählt werden, »atonale« sind. Außerdem haben gerade die ersten Koroponisten, die »atonale« komponiert haben — Schönberg, Berg, Webern — den Begriff »Atonalität« abgelehnt. Obwohl zunächst polenisch gemeint, hat sich der Begriff Atonalität als Fachwort zur Charakterisierung besonders der Musik der sogenannten zweiten Wiener Schule (Schönberg und Gefolge) dennoch durchgesetzt.

Ebenso problematisch wie das Schubladendenken erscheint die in vielen Lehrbüchern (aber auch anderswo) versuchte, gewollte oder ungewollte Suggestion, es handle sich bei der neueren Musikgeschichte um eine kontinuierliche Entwicklung ausschließlich einer Musikrichtung, nämlich der »Neuen Musik«. »Neue Musik« macht umfangmäßig nur einen geringen Teil der Kompositionsgeschichte des 20. Jahrhunderts aus. Das wurde kaum einmal geleugnet, aber auch nie zum Prinzip der Musikgeschichtsschreibung gemacht. Gerade solche Hinweise fehlen im Artikel.

Mit dem Begriff »Neue Musik«, der ja dem Artikel seinen Namen lieh, wird sehr kritisch umgegangen: es wird nie deutlich, ob »Neue Musik« als Stilbegriff, als Synonym für zeitgenössische Musik oder als Umschreibung für alle Kunstmusik des 20. Jahrhunderts seit der Atonalität verwendet wird. Als Synonym für zeitgenössische Musik verbietet sich der Begriff »Neue Musik« eigentlich von vornherein, da deren Schöpfer ausnahmslos tot sind. Nicht verwunderlich, denn der Beginn der »Neuen Musik« wird gemeinhin mit Schönbergs und Weberns Durchbruch zur Atonalität um 1908 gesehen. Der Umgang mit Begriffen in der Kunstbetrachtung ist nun mal problematisch. Dies ließe sich gut anhand der Bezeichnung »Neue Musik« zeigen, würde allerdings zu weit führen. Nur so viel sei gesagt: Der Begriff »Neue Musik«, der bis heute vielfach für alle innovativen Kompositionen der Kunstmusik des 20. Jahrhunderts im Gebrauch war, wird zusehends zweifelhafter. Das gilt ebenso für die inhaltliche Seite des Begriffes: Kann er die Verschiedenheit der Entwicklungen im 20. Jahrhundert noch fassen?

Leider wird mit den genannten Begriffen im Artikel von Martin Silbernagl sehr unvorsichtig und unkritisch umgegangen, auf die oben erwähnte Problematik überhaupt nicht eingegangen und damit die Möglichkeit vertan, den Leser für wesentliche



Schwierigkeiten der zeitgenössischen Kunstmusik zu sensibilisieren.

Allerdings weist der Autor ungewollt auf seine Schwierigkeiten im Umgang mit Begriffen hin — letztlich auf Schwierigkeiten im Umgang mit Musik —, wenn er nur allzu häufig Anführungszeichen setzt oder setzen muß. Bedauerlicherweise setzt er sie durchwegs an der falschen Stelle. Es wäre eher angebracht »Zwölftonmusik« — die weniger »erfunden« (S. 12) als entwickelt wurde, in ähnlicher Form schon früher existiert hat (Hauers Tropen, 1918) und vom »Erfinder« Schönberg selbst als »Methode der Komposition mit zwölf nur aufeinander bezogenen Tönen« bezeichnet wurde — und »Neue Musik« unter Anführungszeichen zu setzen, als die vielen Wörtchen des allgemeinen Sprachgebrauchs, für die der Autor offensichtlich keine geeigneteren Ausdrücke gefunden hat.

»Patterns« sind keineswegs »sehr komplexe rhythmismuster« (S. 13), in der Regel ist das Gegenteil der Fall. Die Vielschichtigkeit der Minimal Musik resultiert aus der Überlappung und der gegenseitigen Verschiebung einzelner Patterns.

Das einseitige Musikverständnis des Autors — Musik hat emotional und wenig anstrengend zu sein — hat durchaus seine subjektive Berechtigung, eignet sich aber für eine Darstellung der Musik des 20. Jahrhunderts, die sich an ein uninformiertes Lesepublikum richtet, wohl kaum.

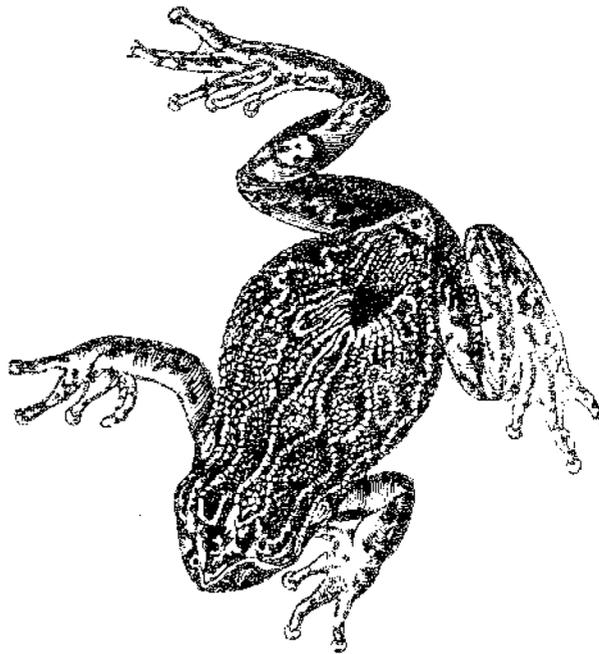
Willkürlich — allerdings verweist der Autor auf seine subjektive Auswahl — erscheint die hervorgehobene Erwähnung eines Brian Eno. Ebenso willkürlich die Einordnung einer Laurie Anderson in die Schublade Minimalisten. Beide, ohne Zweifel wichtige Vertreter der zeitgenössischen Musik wie ich sie verstehe, doch zweifelhaft, ob sie eine überdauernde Geltung beanspruchen können. Genauso gut könnte man Leute wie Elliot Sharp, Antony Braxton, Werner Pirchner, Ned Roremberg oder Butch Morris anführen.

Es gäbe noch einiges zu sagen über den Artikel von M. Silbermagl, dessen partielle Sichtweise mir symptomatisch erscheint für die Schwierigkeiten der zeitgenössischen Kunstmusik, ein größeres Publikum zu erreichen, und den Mißverständnissen, mit denen sie zu kämpfen hat.

Unter den anderen, zum Teil durchaus ansprechenden Skolast-Texten über Musik (etwa jener über die Volksmusik und besonders jener über die Rock-/Popmusik »Buenos Aires. Zwei Ausflüge«) habe ich einen solchen über Jazz (oder was man dafür hält) und einen, was nachliegend gewesen wäre, über die Musiklandschaft Südtirol vermißt.

Trotz aller kritischen Anmerkungen ist der Versuch, die zeitgenössische Kunstmusik einem potentiell kunstinteressierten Publikum näherzubringen, positiv zu bewerten, denn unsere Zeit hat es bitter nötig, die Sprache der Musik wieder zu erlernen. So soll denn meine Kritik als produktive gewertet werden, als Anregung, sich mit einem Gegenstand wie der zeitgenössischen (Kunst-)Musik eingehender zu beschäftigen (bevor man versucht, sie anderen zu vermitteln).

Ewald Kentschieder



**anstelle eines leserbriefs —
bezugnehmend auf die 'skolast-
debatte' (dez. 1987 / s. 8ff)**

1
was sind das für zeiten
in denen ein
gespräch
über
rechts/links/kapitalistisch/antikapitalistisch/
konservativ/alternativ/linker langer/langer linker
ein
verbrechen
ist
weil es die hoffnung nährt
als könnte
ein
linker
das sterben
der
bäume
überleben

2
wer 'a' sagt
muß
nicht auch
'b' sagen

er kann auch
erkennen
daß
'a'
falsch war (bertolt brocht)

3
habe mut
nicht auch
'b' zu sagen (frei nach kani)

plagg waltraud/hauptstraße 86/39028 schlanders



BIOGRAPHIEN:

Fabio Bonafè: Nato a Bologna, consigliere comunale della lista alternativa a Merano.

Lorenz Gallmetzer: Südtiroler, Jahrgang 1952. War drei Jahre Lehrer und ein Jahr bei der RAI Sender Bozen. Seit 5 Jahren ist er beim ORF beschäftigt. 1985 für ein Jahr Korrespondent in Washington und seit 1986 Korrespondent des ORF in Paris.

Eduard Habicher: Jahrgang 1946, stammt aus St. Valentin auf der Haide. Besuchte das wissenschaftliche Lyzeum in Schlanders und absolvierte die Akademie der Bildenden Künste in Florenz. Unterrichtet zur Zeit an einer Oberschule in Meran.

Einzelausstellungen: 1982, Bari, Galleria Centrosei. 1983, Bozen, Galerie Spatia; Milano, Luogo di Gauss. 1984, Bozen, Galerie Spatia. 1985, Bozen, Galerie Spatia; Bozen, Unter der Erde, L. Byers / E. Habicher. 1986, Florenz, Galleria Fina Bitterlin; Bozen, Galerie Spatia. 1987, Viall Faraldi (Imperia), IV. Festival Musik und Theater (i. Bressan / E. Habicher), Leitung: E. Longari und F. Gualdoni; Modena, Galleria Rossanaferri. *Ausstellungsbeteiligungen:* 1987, Bologna, Galleria Cavalieri. 1983, Florenz, Galleria Vivita, Specchi e riflessioni; Florenz, Galleria I : 10; Gemeinde Sesto Fiorentino, Stravedere, Leitung: G. Pozzi und A. Vezzosi; Messina, Mostra nazionale del libro d'arte, Char, Galleria Studio 10; Zürich, Kellenkeller. 1984, Bozen, I had a book, Galerie Spatia, Leitung: L. Serravalli; Genua, Galleria Unimedia, Antitesi, Leitung: A. Vezzosi; Ortona, Palazzo Farnese, Linee di scambio, Leitung: G. Di Pietrantonio; Tendenzen 84, Linz, Innsbruck, Bozen, Leitung: L. Kreuzer und P. Weiermaier; Briten, Incontri / Begegnungen, Leitung: E. Kreuzer; Florenz, Palazzo Vecchio, Made in Florence, Leitung: G. Pozzi und A. Vezzosi; Denno (TN), Palazzo Parisi, Summit, Leitung: L. Meneghelli. 1985, Salò, Civica raccolta del disegno, Erwerbungen 1985; Mailand, Leitung: G. Di Pietrantonio und C. Levi; Bozen, Galerie Museum. 1986, Florenz, I segni di Firenze. Un quartiere in mostra; Terzo (TN), Casa degli artisti, Whodunnit, Leitung: W. Guadagnini; Torbole, 40 Künstler für Goethe, Leitung: D. Focher; Florenz, Forte di Belvedere, Firenze per l'arte contemporanea, Leitung: R. Barilli; Mailand, P.A.C., Nuovi Argomenti, Erwerbungen Museum Palazzo Reale (Mailand); Padua, Galleria Sievens, Gli occhi salvati, Leitung: W. Guadagnini. 1987, Bologna, Artefiera Under 35, ausgewählt von F. Gualdoni; Mantova, Palazzo Ducale, 40 Künstler für Goethe; Turin, Galleria Mariano, Entre centre et absence; Parma, Galleria Mazzocchi, Entre centre et absence, Leitung: F. Gualdoni; Frankfurt, Kunstverein, Italienische Zeichnungen 1945 — 1987; Modena, Galleria Civica, Italienische Zeichnungen 1945 — 1987, Leitung: P.G. Castagnoli und F. Gualdoni; Basel, Basel Art, Galleria G7 (Bologna); Schloß Landeck, Prisma, Leitung: G. Ammann; Parma, Galleria Mazzocchi, Leitung: G. Bonini; Bozen, Museum für moderne Kunst, 50.60.70.80, Leitung: P. Siena; Bologna, Galleria G7, Valuti inganni, Leitung: W. Guadagnini und P. Jori. 1988, Bologna, Artefiera Under 35, ausgewählt von L. Meneghelli; Mailand, Geometrie dionisiache, Leitung: Lea Vergine.

Editionen und Künstlerbücher: 1982, Omaggio a N. Villon, Ed. Gonnelli, Florenz. 1983, Paesaggio, Ed. V. Scheiwiler, Mailand. 1984, Libro di ferro, Ed. Spatia, Bolzano; Acqua — Eisenblech, Ed. V. Scheiwiler, Mailand; Progetto per una scultura, Ed. V. Scheiwiler, Mailand; Tect von W. Guadagnini. 1985, Oltre, Ed. Nuovi Strumenti, Mailand. Text: A. Vezzosi; Stone book, Ed. Spatia, Bozen. Text: L. Meneghelli. 1986, Porte in vetro, Ed. Spatia, Bozen; Porte / passaggi, Ed. Spatia, Bozen.

Bibliographie: 1983, La Nazione, 30. Sept. T. Paloscia; Alto Adige, 19. Okt. G. Perez; Unità, 18. Sept. V. Bramanti; U.C.T., n° 96, W. Guadagnini; Bündertagblatt, 2. Nov.; Bündertagblatt, Zeitung, 2. Nov. 1984, Alto Adige, 2. Juni, H. Mayr; Alto Adige, 24. Juni, T. Meazzi; L'Adige, 14. Jan. L. Serravalli; Alto Adige, 9. Juni, T. Meazzi; Arte triveneta, L. Meneghelli; Dolomiten n° 275, 27. Nov.; Rai 3, L'arte in questione. 1985, Il Sole 24 ore, 10. Juni, V. Scheiwiler; Il cristallo, Aug. T. Meazzi; Alto Adige, 6. Jän., G. Facher; Alto Adige, 16. Juni, T. Meazzi; Sturzflüge, Jän., Gerhard Mumelter; Le arti News n° 1/2, Alessandro Mozzanbani; L'Arera di Vicenza, 23. März, L. Meneghelli; F.F. n° 21, G. Mumelter; Flash Art n° 124, G. Ciavolitto. 1986, La Nazione, 26. Mai, S. Benedetti; Paese Sera, 13. Mai, G. Pozzi; Alto Adige, 3. Juni, W. Guadagnini; Alto Adige, 27. Juni, T. Meazzi; F.F. n° 23, G. Soiderer; Flash Art n° 100, L. Meneghelli; Artisti delle tre Venezie; Opus n° 100, F. Gualdoni; Quelques considerations. 1987, Adige, D. Focher; Alto Adige, 17. Mai, W. Guadagnini; R.A.I. Sender Bozen, Porträt: Eduard Habicher, Film v. W. Thomaseth, Reg. B. Rauen mit einem Text von F. Gualdoni; R.T.T.R. Intervista con l'artista, a cura di D. Focher.

Giorgio Mezzalana: Lehrer am Franziskanergymnasium in Bozen und Publizist.

FOTONACHWEIS:

S. 9, S. Stuffer; S. 12, aus: rororo, Cho-Schah-Shit; S. 14, J. Lennon Monographie, S. 114; S. 15, rororo, Dutschke-Monographie; S. 19, aus: Emma, 28/29; Habicher-Zeichnung auf S. 33; Peter K.; S. 35, Ine Guckert; S. 39, aus: ReSab.-report, Mai 1987; S. 41, 42, W. Obwexer; S. 43, Hanne Battisti; S. 45, Christian Stompe.

skolast, hrsg. und verwaltung: südtiroler hochschülerschaft, 39100 bozen, waltherhaus, tel. 974614. redaktionsleitung: gabriel grüner. redaktion: hannelore battisti, andreas feichter, christoph franceschini, ulrich ladurner, alex maier, wolff maier, wolff obwexer. layout dieser nummer: hanne battisti. verantwortlich im sinne des pressgesetzes: walter hü. satz und layout: graphic line, 39100 bozen, danestr. 20/a, tel. 979595. druck: coop. ed. nuova grafica cierre, verona, via battaloni 19. 4 hefte pro jahr. preis der einzelnummer: lire 4.000. abonnement: italien l. 11.500, österreich ös 130, brd dm 19. konto der sh: postsparkasse nr. 10915395 — südt. landessparkasse, bozen, ng. l. nr. 114000 (bitte sh als begünstigte und skolast als einzahlungsgrund angeben). eintragung landesgericht bozen r.st.i/56, erlaß vom 18.6.1956. die artikel geben die meinung der autoren wieder. die redaktion behält sich vor, unverlangt eingesandte manuskripte nicht abzu drucken.